6

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

15. 16.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1875.

Schillers
lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

IV. Die Gedichte der dritten Periode. 5. 6.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1875.

77. Der Sämann.

Das Gedicht stand in der ersten Lieferung der Handschrift zum Musenalmanach, die Schiller den 7. August 1795 an Humboldt sandte. Dieser fand den Ausdruck desselben sehr vollendet. In den Gedichten folgt der Sämann nach dem Kaufmann (78). Das Ganze mahnt uns, daß tüchtige Thaten unsern Namen verewigen. An einen Lohn in der Ewigkeit, daß unsere Thaten, wie Klopstock sagt, uns vor Gottes Ritterstuhl begleiten, denkt Schiller nicht. Der Angeredete ist der Mensch überhaupt; die Ueberschrift umfaßt den wirklichen und den sinnbildlichen Sämann. Vgl. Ged. 72 Str. 15, 1 ff., Goethes Epigramm dem Ackermann, Salis in der 1789 gedruckten Ermunterung:

> Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise;
> Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
> Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
> Unserer flüchtig entrollenden Zeit. —

Golden, von der Farbe (μῆλοψ), wie Ged. 53 Str. 8, 8. Ged. 71, 109. — Fröhlich, in frohem Vertrauen. Der Satz mit und enthält eigentlich die begleitende Stimmung, die zugleich der Grund des Säens ist.

78. Der Kaufmann.

An Humboldt wohl zugleich mit Kolumbus (Ged. 83) am 21. September 1795 gesandt*), erschien unser in griechischer Weise gehaltenes Epigramm im Musenalmanach auf 1796. Der Gedanke, daß der Handel Bildung verbreitet, ist hier eigenthümlich gewendet. — V. 1. Sidonische Männer, wie bei Homer (Ilias XXIII, 744) phönikische Männer. Sidon ist bei Homer als Stadt des Kunstfleißes bekannt,**) doch stammen auch die handeltreibenden Phöniker Odyssee XIII, 272 aus Sidon (285). Aehnlich stehen Ged. 80 die Tyrier. — V. 2. Bernstein, den nach Tacitus (Germ. 45) die Aestyer im nördlichen Meere fanden; eine Insel daselbst benannten die Römer von ihm (Glessaria). — Zinn. Zinninseln (Κασσιτερίδες) im höchsten Norden erwähnt schon Herodot (III, 115). — V. 3 f. Neptun. Vgl. Ged. 26 Str. 1, 12. — Bewirthender, freundlich aufnehmender. — V. 4. Schwebt vielleicht Homers Beschreibung der

---

*) Am 21. August theilte Schiller Humboldt mit, in welcher Ordnung seine Gedichte im Musenalmanach stehn sollten. Keines der nach S. 110 gedruckten Gedichte Schillers gehört einer frühern Sendung an. Den 31. sandte er die Ideale u. a., aber in der Lieferung zum Musenalmanach befanden sie sich erst in der Sendung vom 21. September. Nun hat der Musenalmanach unser Epigramm hinter den Idealen und dem Prolog Goethes, dessen Humboldt erst am 28. gedenkt, aber zwei Bogen früher als Kolumbus, der sich in der Lieferung vom 21. befand. Die letzte Lieferung erfolgte am 26., worauf Humboldt am 2. Oktober antwortete. Schwerlich befand sich der Kaufmann unter den Kleinigkeiten dieser Lieferung.

**) Sidonische der Webkunst kundige Frauen hatte Paris nach Ilios mitgebracht (Ilias VI, 289 f.)

Bucht auf der Insel der Kyklopen vor, an deren Ausgang eine Quelle sich findet (Odyssee IX, 140 f.)? — V. 5 f. Begründung des Wunsches. Der Kaufmann trägt die Bildung nach fremden Gegenden und verdient deshalb der Götter Schutz. — Nach Gütern. Vielleicht schwebte Odyssee I, 184 f. vor, wo Athene, die sich für Mentes ausgibt, äußert, sie sei zu Schiffe gekommen,

Steuernd auf dunkeler Flut zu andersredenden Männern,
Daß ich in Temesa Erz eintausch' und blinkendes Eisen.

Bei Homer steht unserm nach Gütern ganz entsprechend *μετα χαλκόν*.*) — Das Knüpfen an das Schiff ist ein unanschaulicher Ausdruck. Vgl. dagegen Ged. 52 am Ende. — Unser Epigramm, das Schiller in Nachahmung Herders schrieb, von dem manches ähnliche derselbe Musenalmanach brachte, geht vom absegelnden Schiffe aus. Die Freude des rückkehrenden Schiffers schildert Goethe in den Lehrjahren I, 10 am Ende. Vgl. Ged. 55 Str. 5. Die Versetzung in das Alterthum wirkt doch etwas erkältend.

---

79. Odysseus.

Am 29. August 1795 an Humboldt gesandt, der darin „einen großen und tiefen Sinn" fand. Der Musenalmanach brachte

*) Aus metrischen Gründen änderte Schiller bei der Aufnahme in die Gedichte die Schlußverse, die ursprünglich lauteten:

Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er steuert nach Gütern,
Aber, geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach.

es im ersten gegen den 23. September gedruckten Bogen. Der nach so manchen Irrfahrten schlafend in seine Heimat zurückgeführte, aber beim Erwachen sie nicht wieder erkennende und sein vermeintes Unglück bejammernde Odysseus ist ein Bild des Menschen, der, wenn er das Erstrebte erreicht hat, sich darin doch nicht beglückt fühlt. Freilich liegt etwas Schiefes im Vergleiche, da Odysseus durch die Göttin getäuscht wird und, als er seine Heimat erkennt, höchst erfreut ist, während Unzufriedenheit und Streben nach immer neuen Gütern demjenigen seinen Reiz rauben, was wir nach Wunsch erlangt haben. Schwerlich wollte der Dichter auf das deuten, was Goethes Pfarrer in Hermann und Dorothea V, 69 f. sagt, daß die Wünsche uns selbst das Gewünschte verhüllen und die Gaben in ihren eigenen Gestalten von oben herabkommen, die Erscheinung nicht immer die Gestalt des Wunsches hat. Noch weniger will er sagen, daß dem Menschen, der nach jahrelangem vergeblichem Streben durch einen glücklichen Zufall, wie im Schlaf, das ersehnte Glück gewinnt, die innern Bedingungen zum frohen Genusse, ja die Fähigkeit, es zu erkennen, abgehen. Herder rühmte „die hohe Simplizität" dieses Epigrammes, um das er Schiller beneidete.

V. 1. Allgemeine Bezeichnung seiner Irrfahrt. — Gewässer, vom Meere.*) In der Odyssee (XIII, 90 f.) heißt es vom heimkehrenden Odysseus (nach Voß):

Ach, der bisher gar viel herzkränkende Leiden erduldet,
Männerschlachten umher und schreckliche Wogen durchstrebend.

V. 2—4. Nähere Ausführung. Der Skylla Gebell, die bellende Skylla. Homer nennt (Odyssee XII, 85) die Skylla „das fürchterlich bellende Scheusal". Der Ausdruck ist kaum be-

*) Ursprünglich stand Odysseus weniger gut nach durchkreuzt.

zeichnend genug. Homer verbindet so „Skyllas Felsengeklüft (oder Felsen) und die grause Charybdis“ (XII, 260. 430). — Schrecken, wie Ged. 57 Str. 19, 10. — Des feindlichen Meeres, mit Bezug auf die bestandenen Stürme. — Des Landes, bei den Kikonen und den Lästrygonen und in der Höhle des Kyklopen Polyphem. — Aides' Reich.*) Kirke verkündet ihm (X, 490 f.), daß er kommen müsse „hin in des Aides Reich und der schrecklichen Persefoneia“. Die Fahrt dorthin beschreibt das elfte Buch der Odyssee. — Irrende Fahrt statt Irrfahrt, wie wandernder Stab Ged. 59 Str. 6, 3 statt Wanderstab. — V. 5 f. Das Schicksal hatte bestimmt, daß er von den Phäaken in seine Heimat zurückgebracht werde.**) Zur Nachtzeit fahren die Phäaken, und vor dem Aufgange des Morgensterns setzen sie den schlafenden Odysseus auf Ithaka aus (XIII, 79 f. 92). Schon VII, 318 f. hat ihm Alkinoos verkündet, daß er schlafend fahren werde. XIII, 187 ff. heißt es:

Da erwachte der Held Odysseus,
Schlummernd im Vatergefild; und nicht erkannt' er die Heimat,
Schon so lang ihr entfernt; denn ihm breitete Nebel die Göttin,
Ringsher, Pallas Athene, die Tochter Zeus'. —
Auf nun fuhr er und stand und schaute sein Vatergefild an;
Laut dann jammert' er auf, und die nervichten Hüften sich schlug er
Selbst mit der Fläche der Händ' (Hand) und rief wehklagend den Ausruf: —

*) Statt selber in stand ursprünglich selbst in des.

**) Der Musenalmanach hat am Ende des Gedichtes ein Ausrufungszeichen.

80. Karthago.

Schiller sandte das Gedicht am 15. Oktober 1795 an Cotta für die Horen, in deren Dezemberheft es erschien. Vom ersten Bande seiner Gedichte schloß er das schwache Epigramm mit Recht aus. Karthago hat das, was es mit Waffengewalt erworben, durch Bestechung erhalten, wogegen Rom seine Eroberungen mit Kraft behauptet hat. Aber dieser Gegensatz tritt nicht klar hervor, besonders da die zwischen Karthago und Rom und zwischen Karthago und ihrer Mutterstadt Tyrus dazwischen spielen. Tyrus soll deshalb menschlicher gewesen sein, weil es Waffengewalt gemieden und Bildung verbreitet, während Karthago erobernd aufgetreten und durch Bestechung regiert habe. Ob bestehlen oder bestechen weniger unsittlich sei, kann man wohl bezweifeln; freilich wirkt letzteres verderblicher, aber gerade diese Folge mußte dann auch V. 6 angedeutet sein. Die Bildung, welche die Tyrier brachten, war wahrlich von diesen am wenigsten beabsichtigt, da sie, je weiter diese sich wirklich verbreitete, um so weniger ihren Zweck erreichen konnten. — V. 1 erhält bessern seine Erklärung in menschlichen. — V. 2. Das lebhaftere Präsens, wie auch V. 5 f. (erwirbst, regierst), obgleich Rom und Tyrus als vergangen betrachtet werden (V. 3 f.) und Karthago der Geschichte verfallen erscheint (V. 5).*) — V. 3. Das gegensätzliche aber ist nicht an der Stelle, da der Vorwurf V. 1 f. begründet werden soll. Schiller dachte sich den Gegensatz: „Aber beide besaßen daneben auch Tugenden, die dir fehlen.“ — V. 5.

*) Statt Gewalt stand ursprünglich Trotz.

Statt als drittes Karthago dagegen zu stellen, wählt der Dichter eine lebhaftere Wendung. Rom und Tyrus erwarben nach Schiller sich wirklichen Ruhm, wogegen er bei Karthago nur die Untugenden beider findet, aber ihre Tugenden (kräftige Beherrschung und Belehrung) vermißt. — Wie der Römer, gewaltsam, tyrisch, listig. Auch hier ist das Präsens anstößig.

---

81. Die Johanniter.

Gleichzeitig mit Gedicht 79 an Humboldt gesandt, der am 11. November schreibt, die Ritter seien ja recht fromm geworden und machten gegen Goethes etwas leichtfertige venediger Epigramme am Ende des Musenalmanachs niedliche bunte Reihe. Man muß sich dabei erinnern, daß Schiller in seinem Drama die Malteser den Orden in einem Augenblicke darstellen wollte, wo er an allen weltlichen Lastern des Jahrhunderts litt. Zum Gedanken vgl. Band II, 284. Das Gedicht heißt im Musenalmanach auf 1796 die Ritter des Spitals zu Jerusalem. Der Schwerpunkt liegt darin, daß ein Orden, wie die Johanniter, nur im Christenthume, als der Religion der Duldung, möglich sei, was freilich treffender hätte bezeichnet werden können. Ob der Gedanke selbst durchaus richtig, kümmert den Dichter nicht.

V. 1—4. Schiller in der Vorrede zu Vertot: „Wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete." Kurz vorher hat er die Ritter „Löwen im Gefechte" genannt. — Des Kreuzes, von dem weißen Kreuze,

das sie im Kriege auf ihrem rothen Waffenrock an Brust und Schultern trugen. Vgl. zu Ged. 62 Str. 4, 7. 24, 12. Oder soll es allgemein auf das Christenthum gehn, wie V. 9? — Akkon, mit seinem alten Namen, im Mittelalter Ptolemais, von den Arabern Akka, von den Franzosen St. Jean d'Acre genannt, wurde von den Johannitern, die sich nach dem Verluste Jerusalems (1187) hierher begeben hatten, bis 1291 gegen die Ungläubigen gehalten. Von dort gingen sie nach Cypern, eroberten aber 1309 Rhodus, das sie bis 1522 tapfer gegen die Türken behaupteten. — Pilgrim. Vgl. zu Ged. 61 Str. 5, 2. — Mit der Cherubim Schwert, so treu wachend, daß die Pilger nicht überfallen werden. 1 Mos. 3, 24 ist von dem „bloßen hauenden Schwert" des Cherubs vor dem Garten Eden die Rede. Aus dieser Stelle bildete sich der sprichwörtliche Gebrauch der mit dem Schwerte Wache haltenden Cherubim. Goethes Götz sagt im dritten Aufzuge: „Wir wollten uns mit unsern Brüdern wie Cherubim mit flammenden Schwertern vor die Gränze des Reiches lagern." — V. 5—8. Edler ist es für euch, wenn ihr dem Wärterdienste euch hingebt. Schiller a. a. O.: „Wenn nach vollbrachten Wunderthaten der Tapferkeit — diese Heldenschar heimkehrt und — ihre ritterliche Verrichtung ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das edelste Heldenverdienst verdunkelt", und er hebt darauf hervor, daß sie einem ekelhaften Kranken um Gottes willen Speise reichen und sich keinem der verächtlichen Dienste entziehen, die unsere verzärtelten Sinne empören. — V. 5. Zur Veränderung des Verses veranlaßten die aufeinander folgenden gleich endenden trochäischen Füße aber schöner. Früher prägte sich der Gegensatz zu V. 1 schärfer aus.

Das jetzt vorantretende ein schönerer Schmuck ist etwas hart, und der Gegensatz, daß die Schürze als Schmuck bezeichnet wird, dürfte zu spitz sein. Warum schrieb Schiller nicht: „doch weit schöner kleidet euch noch"? — V. 6. Auch hier ist der Gegensatz zu V. 2 äußerlich bezeichnet. Ihre edle Geburt wird treffend ihren niedern Diensten gegenüber hervorgehoben. Die Ritter waren mit nur seltenen Ausnahmen von Adel; die Deutschen mußten 16 Ahnen nachweisen. — V. 8 hebt ihre Absicht hervor. — Niedrige schrieb Schiller in den Gedichten für ruhmlose nicht allein des Verses wegen, sondern auch um den Gegensatz zu „Söhne edelsten Stamms" bezeichnender hervortreten zu lassen. Freilich häuft sich jetzt das i im Verse zu sehr, ohne daß man ihm bezeichnende Kraft zuschreiben könnte. — V. 9 f. Des Kreuzes, als Zeichen der Duldung. Das Bild eines vom Christenthum verliehenen Siegeskranzes dürfte zur Bezeichnung, daß nur das Christenthum die Vereinigung beider Tugenden möglich mache oder fördern könne, wenig passen. — Ebenso gut, wie die Johanniter, hätte Schiller die Tempelritter wählen können, von denen der heilige Bernhard schrieb, sie seien sanftmüthig wie Lämmer, gierig wie Löwen, vereinigten die Sanftmuth der Mönche mit der Tapferkeit der Ritter. Er selbst stellt a. a. O. die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens zusammen, welche den Vorwurf widerlegten, daß die christliche Religion den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt, das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe.

---

82. Deutsche Treue.

Unser Gedicht befand sich unter denjenigen, welche Schiller am 11. September 1795 Körner sandte. Höchst wahrscheinlich hatte er es mit den übrigen Gedichten zum neunten Heft der Horen bereits den 7. September zum Drucke nach Stuttgart abgeschickt. Humboldt, der das Stück erst im Drucke sah, bemerkte, es mache sich sehr gut; vorzüglich erscheine der Pontifex am Ende auf eine sehr charakteristische Weise. Auch Körner hatte besonderes Gefallen daran. Die Veranlassung zum Gedichte bot folgende Stelle aus J. M. Schmidts Geschichte der Deutschen (III, 536 f.): „Da Friedrich sah, daß er nicht Wort (Ludwig) halten konnte, stellte er sich von selbst zu München wieder ein und warf sich seinem Gegner in die Arme, der, durch diese Großmuth gerührt, nun mit Friedrichen als mit seinem besten Freund umging, mit ihm an einer Tafel speisete und in einem Bette schlief, ja sogar, da er seinem bedrängten Sohn nach Brandenburg zu Hülfe ziehen mußte, ihm die Statthalterschaft von Baiern auftrug. — Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst Johann, dem dieser Ueberrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber dem König Karl von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden." Der Schwerpunkt soll in der deutschen Treue im Gegensatz zur italienischen Hinterlist liegen; an eine solche Treue und Brüderschaft kann der Papst eben so wenig glauben, wie Dionys in der Bürgschaft an die des Möros. Aber der Gegensatz tritt doch im Erstaunen des Papstes nicht so entschieden hervor, und auch Ludwig

ist über diese wunderbare Treue gerührt. Das Ganze wirkt mehr anekdotenartig. A. W. Schlegel meinte dagegen, die unerwartete dramatische Einführung fühlloser Kleinheit in dem Eindruck, welchen die Handlung der beiden Fürsten auf einen Dritten mache, habe einen kräftigen Stachel, den man nicht ungern fühle.

V. 1 f. Die Gegenkönige Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich bekämpften sich. — Gerufen, gewählt. Ludwig ward am 19. Oktober 1314 im frankfurter Salhofe, Friedrich am 20. zu Frankenhausen gewählt; drei unbestrittene Wahlstimmen waren für den erstern, zwei für den letztern, doch rechnete die Partei Ludwigs 7, die Friedrichs 4 für sich. Ludwig ward in Frankfurt und Aachen, Friedrich bei Bonn gekrönt. Papst Johann XXII. forderte Ludwig auf, der Regierung so lange zu entsagen, bis er seine Wahl bestätigt habe. Johann von Luxemburg, als König von Böhmen, stand an der Spitze der Gegner Oesterreichs. Die beiden in den Gedichten ausgeschiedenen Verse:

Jenen schützte Luxemburgs Macht und die Mehrheit der Wähler,
Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst,

leiten die Einmischung und den beabsichtigten Vortheil der Kirche ein; aber der Papst erkannte keinen der beiden als Kaiser an, er wollte sich freie Hand halten, den Zwiespalt nähren. — V. 3 f. Friedrich gerieth endlich (am 28. September 1322 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühldorf) in die Hände seines Gegners und frühern Jugendfreundes, der ihn auf das Schloß Trausnitz bei Nabburg bringen ließ.*) Die Bezeichnung als Jüngling

*) V. 3 begann ursprünglich „Aber den Prinzen Oesterreichs führt". Aus metrischen Gründen änderte Schiller.

trifft nicht zu, da Friedrich und Ludwig gleich alt, beide 1286 geboren waren. — V. 5 f. Ludwig entließ den Gefangenen unter der Bedingung, daß er der deutschen Krone entsage, alles, was er und sein Bruder vom Reiche besaßen, zurückgäbe und gegen jedermann, besonders gegen Johann XXII, ihm beistehe.*) — V. 7 f. Da er weder seine Brüder noch den Papst bestimmen konnte, seine Entsagung anzuerkennen, kehrte er, wie er für diesen Fall gelobt, in seine Gefangenschaft zurück. — Sich den Banden darstellen ist ein wunderlicher Ausdruck. Es müßte heißen zu den Banden, wie Bürger sagt sich zum Pfand darstellen. Die Bande werden hier persönlich gedacht. — V. 9—12. Gerührt über diese Treue, schließt Ludwig mit ihm aufs neue den Bund der Jugendfreundschaft, theilt Tisch und Bett mit ihm. Den Vertrag vom September 1325, wonach beide gemeinschaftlich das Reich regieren, sich Brüder heißen und als Brüder zu halten versprachen, erwähnt Schmidt nicht. — V. 12 leitet V. 13 f. ein, wonach Ludwig ihm die Verwaltung von Baiern übertrug, während er gegen Friedrichs Völker ziehen mußte. Schiller verließ hier absichtlich seine Quelle, die nur von einem Zug zum Schutze des von Polen bedrängten Brandenburgs weiß. — Den er bestreitet, gegen dessen Völker er streitet. Noch schärfer hätte er sagen können der ihn bestreitet. Ersteres liegt schon deutlich im Anfange von V. 13 ausgesprochen. — V. 15 f. Die näherliegende briefliche Aeußerung konnte Schiller hier eben so wenig wie Ged. 55 brauchen. — Rief aus, gegen einen Bekannten,

---

*) Früher hieß es V. 5 „Mit dem Thron erkauft er die Freiheit"; den Gebrauch von Freiheit als Anfang eines Daktylus billigte Schiller später nicht mehr.

dem er dieses mittheilte, nachdem er kurz vorher den Brief gelesen hatte. Das Imperfektum **vernahm** ist nicht an der Stelle, da von einer vorhergegangenen Handlung die Rede ist; denn der Papst rief dies nicht unmittelbar nach Lesung des Briefes aus, sondern in einem darauf folgenden Gespräch, wir hören nicht mit wem. — **Pontifex**, wohl launig statt des gewöhnlichen **Papst**.

---

83. Kolumbus.

Am 21. September 1795 (vgl. zu Ged. 78) an Humboldt gesandt, der darin eine große und kühne Idee, den Schluß überraschend fand. Im Jahre 1830 zählte er diese die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ausdrückenden Verse zu dem Eigenthümlichsten, was Schiller gedichtet habe. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben müsse zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein könne, sei ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Schon 1786 in den **philosophischen Briefen** schreibt Schiller: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rück-

wärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?" Vgl. auch Band I, 250. In ähnlicher Weise hatte Schiller im März dieses Jahres in der Belagerung von Antwerpen von dem genialischen Instinkt gesprochen, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betrete oder nicht endige, mit glücklicher Sicherheit leite; dieser habe auch den Herzog von Parma über alle Zweifel erhoben, die eine kalte, aber eingeschränkte Kenntniß ihm entgegengestellt habe. Vgl. auch Ged. 137.

V. 1—4. Segle nur getrost vorwärts! das von dir im Geist erschaute Land muß sich zeigen. — V. 1. Der Witz, der Spott der auf seiner Fahrt ihn begleitenden Offiziere. Vgl. Ged. 91 Str. 1, 3. — V. 2. Die Verzweiflung. Der drohenden Meuterei gedenkt Schiller nicht. — V. 4. Die Wiederholung des liegt nach und möchte doch etwas anstößig sein; anders wäre es, wenn und wegfiele. — Verstand, der sie als nothwendig erschlossen hat. — V. 5 f. Verlasse dich getrost auf deinen Geist; sie muß sich zeigen. Statt des letztern sagt der Dichter mit kühnem Schwunge, sie müßte jetzt aus dem Meergrunde sich erheben (wie man von manchen Inseln es weiß), wäre sie bis jetzt noch nicht da gewesen. — Dem leitenden Gotte, in dir, hier von dem schließenden Verstande. Vgl. Ged. 71, 48. Ged. 11, 7. — Folge dem Weltmeer, fahre weiter. — Schweigend, das dir freilich keine Kunde gibt, im Gegensatz zu dem in ihm sprechenden Geiste. — V. 7 f. Begründung durch einen allgemeinen Satz. Der genialische Instinkt ist mit der Wirklichkeit ewig verbrüdert, stimmt mit ihr geheim überein.*) — Verspricht, ahnt und auf diese Ahnung hin der Welt zusagt. Der Dichter spricht hier dem

*) Der Druckfehler im ewigen statt in ewigem ist erst 1844 in die Ausgaben gekommen.

Kolumbus Muth zu, indem er sich lebhaft in die Lage desselben versetzt, als niemand mehr seiner Versicherung glaubte. Freilich in Wirklichkeit hätte ein solcher Muth Kolumbus nichts helfen können, wenn die Entdeckung des Landes überlang gesäumt hätte. Daß Kolumbus sich in Wirklichkeit vom geraden Wege abbringen ließ, kümmert den Dichter nicht, der eben nur seinen Gedanken frei an die Entdeckungsfahrt anknüpfen wollte.

---

86. Pompeji und Herkulanum.

Der Musenalmanach auf das Jahr 1797 brachte unser Gedicht auf dem ersten Bogen, der schon Ende Juli 1796 gesetzt war; am 5. August war bereits der zweite Bogen gedruckt, der dritte gesetzt, wie Schillers Brief an Herder von diesem Tage zeigt. Wenn Schiller am 8. August Goethe um eine Schrift über die herkulanischen Entdeckungen einiger Details wegen ersucht, und namentlich Volkmanns Geschichte*) erwähnt, so konnte er dies nicht unseres Gedichtes wegen thun; denn daß der erste Bogen so lange im Satze gestanden haben sollte, ist kaum anzunehmen. Auch gedenkt er ja Pompejis gar nicht. Wollte er vielleicht den Untergang Herkulanums zum Gegenstand eines besondern Gedichtes machen? Schon am 12. August sandte Schiller die drei ersten Bogen dem Freunde. Vgl. Band I, 164 f. Nach der Anfrage an Goethe ist es kaum möglich, daß Schiller das berühmte Prachtwerk: Le antichità d'Ercolano (1757—1792) oder dessen deutsche Bearbeitung von Murr benutzte; Goethe selbst

*) Historisch-kritische Nachrichten von Italien (1777).

scheint diese nicht gekannt zu haben, wenigstens waren sie ihm nicht zugänglich, sonst würde er Schiller darauf hingewiesen haben, während er in seiner Antwort nur auf ein Buch des Baumeisters Venuti verweist, das Schiller in Jena haben könne. Der Dichter schöpfte wohl nur aus einer Zeitungsnachricht über die Entdeckungen in den beiden verschütteten Städten. In Pompeji hatte man im vorigen Jahre die Arbeiten wieder aufgenommen. Kaum dürfte ihm Winckelmanns Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen (1792) und dessen spätere Nachrichten und Briefe bekannt gewesen sein. Ein Beweis der Benutzung Volkmanns und Venutis findet sich nicht, und was man auf erstern etwa deuten möchte, könnte aus einer abgeleiteten Quelle stammen.

Das Gedicht ist eine lyrische Schilderung der aus dem Boden neu erstandenen griechisch-römischen Stadt; das Staunen über diese wunderbar in die Gegenwart hineinragende Erscheinung einer hingeschwundenen Welt ist die dichterische Stimmung. Mit Recht konnte der Dichter bemerken, hier und im Mädchen aus der Fremde habe er seine Manier verlassen, die Erzeugnisse seiner Einbildungskraft für den Verstand zu würzen, und er dürfe darin eine gewisse Erweiterung seiner Natur sehn. Auch gegen Goethe äußert er, mit seinen jetzigen Gedichten zum Almanach sei er viel besser als mit den vorigjährigen zufrieden; es sei eine große Läuterung mit ihm vorgegangen. Zu seinem Zwecke nimmt er an, Pompeji und Herkulanum seien gleich bei der ersten Entdeckung ganz offen gelegt worden, man könne durch beide Städte ungehindert durchgehn und finde noch alles in den Häusern, auf Markt und Straße, wie es zur Zeit der Verschüttung gewesen, da doch in Wirklichkeit die Entdeckung sehr allmählich geschah, in Herkulanum alles Aufgegrabene mit Ausnahme des

Theaters wieder verschüttet werden mußte, viele frühere Aufgrabungen schon manches weggeschafft hatten und das meiste, was beweglich war, im Museum zu Portici in Sicherheit gebracht worden. Mit Recht glaubte er sich hier der größten Freiheit bedienen zu dürfen, nur hätte er sich auf Pompeji beschränken, Herkulanum ganz aus dem Spiele lassen sollen, wodurch das Gedicht eine rundere Einheit erhalten haben würde. Auf Goethe machte im März 1787 der Anblick des „mumisirten" Pompeji einen „wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck". Die Stadt setze jedermann wegen ihrer Enge nnd Kleinheit in Verwunderung, bemerkte er. „Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich anch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen." Von seinem Besuch des näher bei Neapel liegenden Herkulanum berichtet er: „Man steigt sechzig Stufen hinunter in eine Gruft, wo man das ehemals unter freiem Himmel stehende Theater bei Fackelschein anstaunt und sich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeschafft worden." Im Museum zu Portici versetzte er sich lebhaft in die verschwundene Zeit, wo alle Gegenstände, die er hier sah, zum lebendigen Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umherstanden, wodurch ihm jene engen

Häuser und Zimmer in Pompeji zugleich enger und weiter schienen. Körner bemerkte, das Gedicht gehöre zur Gattung der bessern griechischen Epigramme; es stelle die Liebe des Alterthums in dem Augenblicke dar, da die unterirdischen Schätze entdeckt worden. Kaum kann man die Bedeutung des Gedichts, das nur das freudige Staunen über die wunderbare Entdeckung schildern soll, mehr mißverstehn. Auch lag die Schwierigkeit nicht, wie Körner meint, im Umfange des Gegenstandes, sondern in den Uebergängen, in denen Schiller nicht immer glücklich war.

V. 1—4. Welch ein Wunder begibt sich? Kommt ein unterirdisches Menschengeschlecht zum Vorschein, oder kehrt ein vergangenes zurück? Als der Prinz Emanuel von Elboeuf zu Portici einen Brunnen graben ließ, kam man auf die Asche des Vesuv und fand drei weibliche bekleidete Bildsäulen, aber das weitere Nachgraben wurde damals untersagt. Mehr als dreißig Jahre vergingen, ehe die Ausgrabung auf Kosten Karls VII. fortgesetzt wurde, wo man denn sofort auf das Theater stieß. Indeß betrieb man die Arbeit zunächst ungeschickt genug, bis sie in die Hand eines schweizer Ingenieurs kam. Auf die Entdeckung Pompejis führte im Jahre 1748 die Bearbeitung eines Weinbergs, bei welcher man auf altes Gemäuer stieß. Der Dichter muß die Entdeckung sofort auf das Graben des Brunnens erfolgen lassen und das Ganze als eine Entdeckung betrachten, obgleich die Orte nicht zusammen liegen. Nur Herkulanum ist mit einer starken Lava, Pompeji bloß mit einer leichten Asche (Papamonte) bedeckt. — V. 1. Trinkbare Quellen. Vgl. Ged. 78, 4. — V. 3 f. sind etwas wunderlich. — V. 5 f. Pompeji und Herkulanum erstehen von neuem. Griechen und Römer werden angerufen, als ob sie noch lebten, weil dies eine römische, das andere (Herkulanum, richtiger Herkulaneum, Ἡράκλεια, eigentlich

Stadt des Herakles) eine griechische Stadt war.*) Daß letzteres sich neu baue, ist stark übertrieben, da nur das Theater aufgegraben blieb.

V. 7—22 beschreiben den äußern Anblick der Städte oder vielmehr der einen Stadt; der letzte Theil des Gedichtes beschränkt sich auf das innere Haus. — V. 7 f. Häuser und Säulengänge erheben sich. Giebel hatten bei den Alten eigentlich nur die Tempel; das erste Wohnhaus mit einem solchen baute zu Rom Julius Cäsar. Aber das Wort steht hier von den senkrechten Vorderwänden des Hauses, wie auch bei Goethe. — Porticus. In den Säulengängen spazierte und unterhielt sich das Volk.**) — Räumig, geräumig, da er viele fassen kann. Wieland, Voß u. a. brauchen das Wort, welches Adelung für einen gemeinen Ausdruck gewisser Gegenden erklärt. — Das Vermissen einer lebenden Bevölkerung spricht sich von hier an in verschiedenen lebhaften Wendungen aus. — V. 9--12. Das Theater. Das zuerst in Herkulanum entdeckte Theater hatte sieben Ausgänge (vomitoria). Schon Winckelmann hatte es genau beschrieben. Daß man daselbst auch griechische Stücke gab, hat man irrig aus einem Täfelchen mit dem Namen des Aeschylus geschlossen. — Bei Mündungen (Oeffnungen) schwebt nicht das Bild von einem Flusse vor. — Flutend, wie Menschenwelle Ged. 56 Str. 10, 7. — Mimen, hier gegen den Gebrauch der Römer für Schauspieler, wie es Schiller auch im Prolog zu Wallenstein braucht. Als tragische Stoffe nennt er die Opferung der Iphigenia und die Verfolgung des

---

*) V. 5 stand ursprünglich O kommet und seht, mit schwächerer Zäsur.

**) Ursprünglich hieß es V. 7 „Giebel an Giebel richtet sich auf, der Porticus öffnet."

Muttermörders Orest durch die Eumeniden. Aber Agamemnon selbst opfert nicht seine Tochter, sondern der Priester, und die Opferung selbst wurde auf der Bühne nicht dargestellt.*) — Hervor! deutet auf Schauspieler und Chor. — Grausend (zu Ged. 58 Str. 14, 6), wie graus Ged. 56 Str. 12, 8. Das Metrum allein war hier bestimmend. — V. 13—16. Der Triumphbogen führt zum Gerichtsplatz. Zu Pompeji war der rechts vom Jupitertempel stehende hohe und breite Triumphbogen der Haupteingang zum forum civile; der Ziegelbau zeigt noch Reste von Marmorbekleidung.**) — V. 14 glaubt er die frühern Prätoren auf dem kurulischen Stuhle zu sehn. Zwei sellae curules von Erz mit kreuzweis gelegten runden Beinen erwähnte schon Winckelmann im Museum zu Portici. — V. 15 f. In anderer Wendung spricht er den Wunsch aus, daß nun Gericht gehalten werden möge. Sechs Liktoren, die Ruthenbündel mit den daraus hervorstehenden Beilen (fasces) auf der Schulter, schreiten dem Prätor voran, der das Richteramt führt. Die Pompejaner hatten keinen Prätor, sondern duumviri iuri dicundo. In Herkulanum ist uns der Name eines Prätors Nonius erhalten. Der Zeuge wird hier etwas sonderbar vor dem Kläger genannt, des Angeklagten nicht gedacht. Die Abkürzung Zeug' ist hart. — V. 17 f. Die Gassen. Winckelmann bemerkt, die ausgegrabene Straße in Pompeji sei 25 römische Palmen (etwa 17 pariser Fuß) breit, mit Erhöhungen von Werkstücken auf beiden Seiten für die Fußgänger, jede $10\frac{1}{2}$ Palm (etwa 7 pariser Fuß) breit, mit Lava gepflastert, aber sehr ausgefahren. Auch später hat man nur

---

*) V. 12 lautete früher „Agamemnon, umher sitze das horchende Volk". Des Volkes hatte er schon eben gedacht.

**) Früher stand V. 13 der prächtige Bogen.

enge Straßen entdeckt, alle sorgfältigst gepflastert und sanft gewölbt. — V. 19—22. Die Häuser von außen. — V. 19 f. Die Häuser hatten in Pompeji platte Dächer, die meist über die Mauer hervorsprangen und den Fußgängern zum Schutz gegen Regen und Sonne dienten.*) — Die zierlichen Zimmer. Trat man durch die Thüre, so gelangte man zunächst in einen Gang, vestibulum, die äußere Hausflur, aus dieser in einen zweiten, mit einer Thür verschließbaren Gang (ostium), die innere Hausflur, und erst, wenn man diese durchschritten hatte, in den Hof (atrium oder cavaedium), worein eine Reihe umliegender Gemächer ihren Ausgang hatten, von dem sie Licht empfingen.**) Den Hof und die Zimmer kann der Dichter wirklich auf der Straße nicht sehn, aber er schaut sie im Geiste, was freilich an dieser Stelle, wo er alles Bauliche aus der Anschauung nehmen sollte, kaum zu billigen ist. — Einsam, weil er fern von der Straße liegt. Heimlich erhält seine nähere Bestimmung in traulich. — Statt her sollte herum stehn. Auch hin wäre hier nicht an der Stelle. — V. 21. Die Läden. Fenster waren selten und meist auf das obere Geschoß beschränkt. Volkmann bemerkt von Herkulanum, man scheine sich bei den Fenstern meistentheils hölzerner Laden oder auch eiserner Gitter bedient zu haben. Sonst könnte man auch an Läden zum Verkaufen denken, die sich in Pompeji neben dem Eingange befanden und von innen geöffnet wurden, woher ihre Erwähnung vor den Thüren nicht auffiele. Aber die erstere Deutung ist natürlicher. Der Dichter denkt sich

*) Volkmann bemerkt: „Unter dem Dache war ein Vorsprung von Brettern, um vor dem Regen geschützt darunter zu gehn."

**) Volkmann sagt: „Alle Häuser waren viereckig gebaut, und hatten inwendig einen Hof, um welchen die Zimmer herumlagen."

die frühern Bewohner noch drinnen, wie er V. 14 noch Prätoren auf den kurulischen Sesseln sieht. — V. 22. Nacht und Tag, für Dunkel und Licht. Die geradezu gegensätzlichen Beiwörter dürften hier doch etwas zu scharf sich entgegentreten. — Lustig, fröhlich (Ged. 87, 12), heiter, wie munter V. 28.

V. 23—56. Das innere Haus. V. 23—32. Das mit Gemälden in den Wänden verzierte Speisezimmer (triclinium). Die Familiengemächer befanden sich in einem zweiten, hinter dem atrium liegenden, von Säulen umgegebenen Hofe (porticus). — V. 23. In reichen Häusern findet sich eine größere Anzahl Speisezimmer. Sie führen ihren Namen triclinium von den drei Speisesophas oder Bänken (lecti), welche das Zimmer an drei Seiten umgaben, während die Vorderseite frei blieb, um dem Diener Zutritt zum Speisetisch zu gestatten. Auf jeder der drei Bänke legten sich gewöhnlich drei Personen nieder. — V. 24. Der Fußboden ist im Süden noch jetzt von Stein, ein Estrich (Althochdeutsch astrih); bei den Römern war das pavimentum meist musivische Arbeit.*) — Sich hebt, sich hervorhebt, durch Glanz und Schönheit. — V. 25—34. Heitere Wandgemälde von den frischesten Farben. — V. 25. Frisch, als ob sie eben gemalt wären, was der folgende Vers in lebhafter Wendung ausdrückt. — V. 27 f. Ueber die Arabesken vgl. die S. 149 angeführten Worte Goethes. — Munter, heiter. Vgl. Ged. 55 Str. 3, 5. oben zu V. 22. — Feston, die Einfassung von Blumen- und Laubgehängen.**) — Von den reizenden Bildungen

---

*) Volkmann sagt, die Häuser Herkulanums hätten zum Theil marmorne, künstlich eingelegten Fußböden oder beständen aus Mosaik von vier- oder fünferlei Arten gemeiner Steine; die schlechtesten seien von Backsteinen.

**) Von Herkulanum sagt Volkmann: „Die Wänden waren meistens

(Bilder) werden im folgenden mehrere Beispiele angeführt.*) — V. 29 f. Geflügelte Liebesgötter (Eroten) sieht man in den pompejanischen Gemälden in den allermannigfaltigsten Lagen und Beschäftigungen, alle möglichen Geschäfte und Thätigkeiten der Menschen nachahmend; irrig hat man dieselben oft als Genien bezeichnet, wie es Schiller V. 30 thut.**) — Emsige, eigentlich statt emsig. — Purpurnen. Vgl. zu Ged. 43 Str. 3, 3.***) — V. 30 f. Auf einem Gemälde sieht man eine als Bacchantin gekleidete Tänzerin, mit Pantherfell und Epheukranz, in der Luft schweben, auf einem andern eine schlummernde, die von einem Satyr belauscht wird. — Sie, eine andere Bacchantin, wie es V. 33 eine dritte bezeichnen soll, was ein kaum zu billigender Gebrauch. — V. 33 f. Eines des berühmtesten herkulanischen Gemälde. Auf einem galoppirenden Centauren kniet eine fast nackte Bacchante, die ihn bei den Haaren hält, mit dem rechten Fuße und dem in der Linken gehaltenen Thyrsus antreibt.†) — V. 35—42. Er kommt in die im Porticus gelegene Küche (culina). Hier tritt die Mahnung vor den sie hervorrufenden Anblick, wie V. 39. 46. — V. 35. Knaben, wie häufig bei den Alten die

---

mit Kolonnen, Festonen, Blumen und Vögeln, andere aber nur streifenweise gemalt."

*) An der Stelle von V. 25—27 stand früher bloß der Vers: „Heitre Farben beleben die Wand, mit blumigter Kette".

**) Volkmann bemerkt, auf den herkulanischen Gemälden kämen sehr viele Kinder, Liebesgötter und geflügelte Genien vor, mit allerlei Dingen beschäftigt, auch zwei kelternde Kinder.

***) Nach V. 29 fehlt in zwei Ausgaben des Musenalmanachs das Komma. Richtiger setzt man Punkt.

†) Volkmann sagt: „Sie ruht nur mit einem Knie auf dem Centauren und hält sich mit einer Hand an seine Haare, und mit der andern treibt sie ihn durch den Thyrsus an. Zugleich gibt sie ihm einen Stoß in die Rippen."

Diener heißen. Vgl. Goethes 14 römische Elegie. — Geschirre, zur Bedienung des Herrn. — V. 36. Etrurisch nannte man irrig die häufig mit Malerien gezierten Thongefäße, von den Römern meist als kampanisch bezeichnet. — V. 37 f. Die Kochgeschirre wurden auf Dreisüße gestellt, die man über das Feuer des meist gemauerten Herdes setzte.*) Geflügelte Sphinxe finden sich häufig an den drei Füßen angebracht.**) — V. 39 f. Auch hier tritt die Mahnung voran, die durch die aufgefundenen Münzen veranlaßt wird; besonders viele fanden sich von Titus, unter dessen Regierung die Verschüttung der Stadt fällt. — V. 40. Die Wage sollen sie mitnehmen. Besonders viele Schnellwagen mit mancherlei Gestalten hat man in Herkulanum und Pompeji gefunden; auch die Gewichte haben zierliche Formen. Volkmann gedenkt der Wagen und Gewichte. — V. 41 f. Die schönen Candelaber und Lampen, die in so reicher Auswahl gefunden worden, erinnern ihn gleichfals an ihren Zweck. Auch ihrer gedenkt Volkmann. — Glänzend. Die Römer nennen das Oel grün (viride), gewöhnlich fett. — V. 42—46. Heraufsteigend gelangt er in das Schlafgemach eines Mädchens, wo er ein Schmuckkästchen findet, das er ohne weiteres für ein Geschenk des Bräutigams

---

*) V. 37 begann früher prosodisch hart „Steht nicht hier noch der Dreifuß auf". V. 40 ist nicht geändert, obgleich hier liegt kurz gebraucht ist, ja V. 43 sogar verwahrt dies beibehalten, wogegen die Gedichte V. 39 kaufet in kauft geändert haben. Der Musenalmanach hat V. 38 Ausrufungszeichen nach Feuer, Geschwind, Sklaven und Herd; die Gedichte lassen es nach Geschwind weg, wo sie Komma setzen, und dies verdient den Vorzug; nur muß nothwendig Bestellet, wie noch in den Gedichten, groß geschrieben werden.

**) Volkmann erwähnt der vielen schönen Dreifüße im Museum zu Portici. Die Pfanne eines Dreifußes ruhe auf drei geflügelten Sphinxen.

hält. — V. 44. Seltsam ist hier die Anrede der Mädchen, unter denen wir doch dieselben wie V. 36 verstehn müssen. Die Verwunderung konnte sich hier sehr wohl ohne einen solchen Ausruf äußern. — V. 45. Spangen hat man viele in Pompeji gefunden. — Pasten. Die Römer kannten nur Glaspasten. Der Dichter versteht hier aber wohl Kameen darunter, so daß glänzend auf die bunten Farben deutet.*) Unter dem brennenden Licht scheint Schiller sich Kerzen zu denken, aber die Candelaber trugen Lampen, obgleich der Name von candela gebildet ist, das ein Wachslicht bezeichnet. Die Wiederholung desselben Beiwortes (V. 42) ist störend. — V. 46. Hier geht wieder die Mahnung voran. Die Anrede an die Mädchen, die Dienerinnen, wäre hier an der Stelle gewesen. Die Bereitung das Brautbades findet sich häufig dargestellt. Das Bad duftet von allerlei Wohlgerüchen. Nach dem Bade salbte man sich den Körper, besonders das Haar. Schminknäpfchen von Glas und Elfenbein mit Stückchen rother und weißer Schminke haben sich gleichfalls in beiden Städten gefunden.**) — V. 47—50. Er versetzt sich ins Bibliothekzimmer (museum). Ein solches mit außerordentlich vielen Handschriften hat man in einem herkulanischen Landhause gefunden, wo diese in Schränken an der Wand standen. Volkmann gedenkt nach Winckelmann dieses Fundes genauer. — V. 47. Der Uebergang ist hier etwas schroff. Warum fragt er nach den ältern Männern? die jüngern denkt er sich draußen.***) Thut der Dichter die

---

*) Unter den Gegenständen zum weiblichen Putze erwähnt Volkmann goldene Armbänder, Ringe, Ohrgehänge, Scheren, Nadeln, Kämme u. a.

**) Bei Volkmann werden erwähnt „Schminkkästchen von Bergkrystall, worin sich die Schminke (fucus) noch befindet, allerlei Gefäße zu wohlriechenden Salben".

***) Statt Alten, wie schon im Musenalmanach steht, muß alten ge-

Frage zufällig, gerade ehe er ins Museum kommt? oder in Folge seines Betretens desselben? Keines scheint annehmbar. — Ernst, im Gegensatz zu dem Bade. — V. 48. Die Handschriften waren Rollen (κύλινδροι, volumina), aneinandergeleimte Streifen Papyrus, die um sich selbst oder um einen Stab gewickelt wurden. — Selten soll darauf deuten, daß es bis jetzt unbekannte Schriften sind, was aber kaum im Worte liegt. — V. 49. Die ersten Entwürfe schrieb man auf Holztäfelchen, die mit Wachs überzogen waren (cereae), mit Griffeln (stili) von Eisen oder Knochen; man bediente sich dazu des spitzigen Endes, mit dem flachen löschte man das Geschriebene, indem man das Wachs wieder zusammenstrich.*) — Hier deutet wohl darauf hin, daß er sich wirklich im Museum befindet. — V. 50 bildet den Uebergang. — V. 51—56. Endlich kommt er zur Hauskapelle (sacellum), die sich auch in Pompeji mehrfach im innersten Winkel des porticus befindet, wogegen häufig nur ein kleiner Altar vor einer Nische mit den Hausgöttern in Bildsäulen oder bloß gemalt vorkommt. — V. 51 f. Neben den eigentlichen Hausgöttern (vgl. Ged. 71, 90) nennt er die übrigen Götter. Die Erwähnung der Priester ist verfehlt, da der Hausvater selbst in seiner Kapelle opfert. — V. 53 f. werden zwei Bildsäulen von Göttern genannt. Hermes hält seinen Stab (caduceus, κηρυκεῖον), der ursprünglich mit Bändern, später mit Schlangen umwunden war, in der Rechten. In Herkulanum fand man eine vortreffliche Bronzestatue eines sitzenden Merkur in Lebensgröße, an welcher

---

schrieben werden. In den Gedichten steht sonderbar auch nach Männer ein Fragezeichen statt des ursprünglichen Komma.

*) Im Musenalmanach begann V. 49: „Griffel zum Schreiben findet ihr hier und“. Die Veränderung geschah der bessern Zäsur zu Liebe.

aber der Schlangenstab abgebrochen war, was schon Winckelmann erwähnt. Volkmann hebt als schönste Bronzenstatue diesen „sitzenden Merkur in natürlicher Größe" hervor. Der Dichter gedenkt der so schönen Schenkel des Hermes. Jene Bronzestatue des Gottes hat besonders lange Schenkel, die ihn als Eilboten bezeichnen. Störend ist Viktoria neben dem griechischen Namen des Hermes. Mit der Siegesgöttin (Viktoria, Nike) auf der Hand erscheinen häufig Jupiter, Minerva, Mars, Venus, Ceres, Herkules, auch Roma. Der Dichter denkt sich die Siegesgöttin auf der Hand des Jupiter, was aber bestimmt angegeben sein mußte. — Haltenden, sie. Die Siegesgöttin schwebt auf der Hand. In der Braut sagt der Chor zu Beatricen, Hebe werde sie an der Schwelle des Palastes empfangen,

> Und die goldne Viktoria,
> Die geflügelte Göttin,
> Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters,
> Ewig die Schwingen zum Siege gespannt.

— V. 55 f. Auch die Altäre sind noch erhalten. Das Gedicht schließt mit einer Mahnung, worin deutlich noch einmal hervorgehoben wird, daß nur das hingeschwundene Geschlecht fehle, um die Wohnungen wieder zu beleben. An dieses ist die Anrede gerichtet. Die Lebhaftigkeit drückt sich in dem wiederholten o und zündet aus, zwischen welches der begründende Satz tritt. — Entbehrte, ihrer. Der absolute Gebrauch findet sich auch bei Klopstock (Ode 110, 2) und Goethe. — Der Gott, allgemein von dem besonders verehrten Gotte.*)

*) Die schwachen Versanfänge den Caduceus und die Altäre hätte Schiller um so weniger unverbessert lassen sollen, je leichter sie wegzuschaffen waren (seinen Caduceus, seht die Altäre). V. 54 hätte auch wohl und Viktoria den Vorzug verdient. Schiller hat eben bei der Durchsicht manches übersehen.

85. Ilias.

Das Gedicht befand sich in der ersten Sendung zum Musenalmanach, die Schiller am 7. August 1795 Humboldt sandte, der es unterstecken möge, wo er Platz habe. Mitte September bestimmte er es für das neunte Heft der Horen. In die Gedichte nahm er es nicht auf. Humboldt fand darin einen großen und sogar historisch wahren Gedanken sehr glücklich ausgedrückt. Das auch Ged. 179 angewandte Versmaß hat Schiller von Klopstock überkommen (es ist eine diesem eigenthümliche Verkürzung des sogenannten alkmanischen Metrums); dieser hatte es 1788—1792 mehrfach gebraucht (vgl. zu Ode 135), auch in ein paar Epigrammen (Ruga senilis und neuer Beweis). Der Dichter will nur sagen, wie sehr die Kritiker sich auch bemühen mögen, die Ilias als Einzelgesänge mehrerer Dichter darzustellen, gewiß ist, daß sie von der sinnlichen Klarheit eingegeben und dadurch unsterblich ist. Der Gedanke ist aber witzig zugespitzt. Wolfs berühmte Prolegomena ad Homerum, welche den Beweis zu liefern versuchten, daß Homer unter Pisistratus aus zerstreuten Liedern verschiedener Sänger zusammengesetzt worden, war eben erschienen. Wolf selbst war in Jena gewesen (am 2. Juni hatte er es verlassen), wo er mit seinem Freunde Humboldt und auch mit Goethe sich vertraulich unterhielt, während Schiller ihm nicht näher getreten zu sein scheint. Goethe, der zuerst von Wolfs Ansicht abgestoßen wurde, ging genauer darauf ein. Drei Jahre später schreibt Schiller, man schwimme bei Homer ordentlich in einem epischen Meere, alles sei bei ihm ideal bei der sinnlichsten Anschauung; die herrliche Continuität und Reziprozität des

Ganzen und seiner Theile sei einer seiner wirksamsten Schönheiten, so daß der Gedanke an eine rhapsodische Aneinandereihung und einen verschiedenen Ursprung einem nothwendig barbarisch vorkommen müsse. Vgl. Ged. 203. In den Xenien hieß es:

Der Wolfsche Homer.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben.
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück!

V. 1. Den Kranz, die Einheit, insofern die Ilias als ein in sich zusammengeschlossenes Gedicht bewundert wird, im Gegensatz zu den einzeln ihn bildenden Blumen. Vgl. Klopstocks Ode 112. — V. 2. Vollendet, durch Genie und Kunst, und dadurch ewig. — Worin die Vollendung bestehe, deutet der Schluß des Epigramms „und die Züge — Natur" an, obgleich dieser eigentlich nur Erläuterung zu dem scharfen Gegensatz ist, „hat es doch eine Mutter nur". — V. 3 lautete ursprünglich: „Hat es doch nur eine einzige Mutter und trägt ihre Züge". Humboldt tadelte hier die Daktylen nur eine und trägt ihr'e. „Diesen Vers möchte ich geändert", schrieb er. „Das Stück ist so klein und schön." Schiller verbesserte ihn, ehe er das Gedicht am 18. September an Cotta zum Druck absandte.

---

86. Zeus zu Herkules.

Unser Distichon sandte Schiller mit Ged. 84 für den Musenalmanach an Humboldt, der auch in diesem „kleinen Dinge" die Distichonform sehr gut fand. In den Gedichten steht es

nicht. Herkules ist durch seine eigene Kraft zum Olymp gelangt (vgl. Ged. 69 Str. 14 f.). So kann ein jeder nur durch eigenes Streben das Höchste gewinnen. Darauf, daß Herkules Sohn des Jupiter war, wird keine Rücksicht genommen. In der Ueberschrift sollte freilich die griechische Namensform Herakles stehn. Statt du dir V. 2 fand sich seit Körner irrig du die.

---

87. Die Antike an den nordischen Wanderer.

Auch dieses Gedicht befand sich in der ersten Lieferung der Handschrift zum Musenalmanach, welche Schiller den 7. August 1795 an Humboldt sandte. „Die Antike ist ein prächtiges Stück", äußerte dieser. „Ihr ernster, scheltender Ton macht eine große Wirkung, und sie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Vergangenheit und Gegenwort und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die sich in eine Art der Wehmuth auflösen." Schiller entschloß sich Mitte September, das Gedicht statt im Musenalmanach im neunten Hefte der Horen abdrucken zu lassen, wozu er es am 18. September absandte. Dort lautete die Ueberschrift: „Die Antike an einen Wanderer aus Norden". A. W. Schlegel in seiner Beurtheilung der Horen nahm an der Stärke einiger Ausdrücke in V. 7 f. Anstoß, die das Bild eines Nordens gäben, aus welchem nicht leicht jemand zu den Sitzen der alten Kunst wallfahrte, gab indessen zu, daß die Antike falsche Ansichten von dem jetzigen Zustande des Nordens habe. Doch schloß er mit der Frage: „Aber sollten die Einflüsse des Himmels, wie sehr

auch die menschliche Organisation im allgemeinen von ihm abhängen mag, für den einzelnen Menschen wirklich so ganz unüberwindlich sein?" Schiller deutet in unserm Epigramme an, daß den meisten, welche Italiens Kunstwelt dorthin zieht, der wahre Kunstsinn fehle, der sich, durch kein Studium gewinnen lasse. Zur Erläuternng dient folgende Stelle in einem Brief an Goethe (vom 23. August 1794): „Da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigiren." Als einer der wenigen, denen jener griechische Geist verliehen ist, wird Ged. 221 Schillers und Goethes Freund H. Meyer gepriesen.

V. 1—6. V. 1. Die Meere deuten auf Reisende aus Skandinavien, Rußland, England und Frankreich. — V. 2. Vgl. Ged. 44 Str. 1, 1 Aehnlich nennt Goethe in Mignons Lied „den Berg und seinen Wolkensteg". — V. 4. Staunende, über das, was der Ruf verkündet. — V. 5. Mich Heilge be-

rühren*), ein starker bildlicher Ausdruck für „mich mit eigenen Augen schauen, wie man eine Heilige berührt"; denn an das wirkliche Berühren denkt der Dichter wohl nicht; nur ironisch könnte dieses erwähnt werden.

V. 7—14. Diese Abweisung des nordischen Wanderers, welche die trennende Kluft zwischen ihnen mit den schärfsten Zügen hervorhebt, ließ Schiller in den Gedichten weg, da ihm das Epigramm so einschneidender, auch wohl seine Ausführung nicht gelungen schien. Schlegels Tadel hatte er wohl beachtet. — V. 7. Pol, kann hier nur, wie polus bei den römischen Dichtern, das Himmelsgewölbe bezeichnen. — Eisern, nicht nach homerischem Gebrauche, wo es stehendes Beiwort ist, sondern schwer, drückend. Vgl. Ged. 21 Str. 7, 3. 63 Str. 14, 3. Ganz so steht ehern. Vgl. Ged. 92, 2. 98, 48. Dem Dichter schwebte der Anfang von Goethes siebenter römischen Elegie vor:

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt vor dem Ermatteten lag! —

V. 8. Arkturisch, nordisch, wofür man gewöhnlich arktisch, sagt, von ἄρκτος gebildet, dem Namen der Bärin. Der Arkturus ist der hellste Stern des Bootes, nahe am Schwanze des großen Bären. Virgil (Georg. I, 204) braucht ihn zur Bezeichnung des Bootes selbst. — Ausonien, eine den römischen Dichtern beliebte Bezeichnung Italiens, neben Hesperien. — V. 9. Die Kluft, welche den nordischen Geist von dem südlichen trennt, ver-

*) Noch die Gedichte schreiben heilge. Schiller war hierin nicht genau. Vgl. zu Ged. 46 Str. 1, 3 Anm.

gleicht er mit den Italien von Deutschland scheidenden Alpen, welche man durchbrochen hat, um Wege zu gewinnen. — V. 11 f. Der Nebel ist vor deinem geistigen Auge noch nicht gefallen. — Das Herz vom Schönheitsgefühle. — Wundernd. Vgl. zu Ged. 71, 116. — Wälzte, durch den Gebrauch im vorigen Verse veranlaßt, steht doch von dem den Nebel verscheuchenden Tage gar sonderlich. — Fröhlich, heiter. Vgl. zu Ged. 84, 22. — V. 13 f. Vergebens schaust du die griechische Schönheit, dein Sinn ist verschlossen. — Joniens, richtig viersilbig gemessen, hier für Griechenland. Vgl. Ged. 30 Str. 26, 8. — Sonne, Glanz der Schönheit. Den hebt den Vers sehr schwach an. — Fluch, daß er die reine Schönheit nicht zu erfassen vermag. Daß das Schicksal dem Norden diesen Sinn versagt hat, wird als ein über ihn ausgesprochener Fluch gedacht.

---

88. Die Sänger der Vorwelt.

Das Gedicht schickte Schiller am 17. Oktober 1795 an Cotta zum Drucke ab (vgl. Band I, 142 f.); es erschien aber erst im zwölften Stücke der Horen, wo es die Ueberschrift trägt die Dichter der alten und neuen Welt. Mit manchen Veränderungen und ohne die beiden letzten Distichen ging es in die Gedichte über, aber mit der unrichtigen Jahrzahl 1796. Ein paar andere Gedichte desselben Stückes der Horen, dessen Freiexemplare Schiller schon am 6. Januar 1796 empfing, sind richtig mit 1795 bezeichnet. Der Grund, weshalb neuere Dichter

nicht ihr ganzes Volk begeistert hinreißen, wie es bei den Alten gewesen, wird hier im Mangel an Schönheitsgefühl gefunden. Man darf unsere Elegie nur als den Ausfluß einer elegischen Stimmung fassen, deren Berechtigung durch die der Klage stets anhaftende Einseitigkeit keinen Abbruch erleidet. Die einfließende Klage über den Mangel eines des Sanges würdigen Stoffes stört die Einheit des in rührendere Sehnsucht warm sich ergießenden Gedichtes.

V. 1—4. Einleitende Frage, worauf der folgende Theil des Gedichtes die Antwort ertheilt. — V. 1. Der Satz: „wohin sind die vortrefflichen Dichter gekommen?" wird in zwei zerlegt. — V. 2. Lebenden, da sie ihre Lieder selbst vortrugen. — Horchende. Die Völker hingen an ihrem Munde. — V. 3. Sonderbar ist der Gedanke ausgedrückt, daß die Götter ihrem Gesange lauschten, die Menschen mit göttlicher Wonne erfüllt wurden; das erstere ist eigentlich nur als Gegenbild hinzugefügt. — V. 4. Die ihn mächtig hinrissen. Vgl. Ged. 30 Str. 20, 5 f. In der Jungfrau sagt Johanna V, 11, ihre Seele schwinge sich frei aus ihrem Kerker auf den Flügeln des Kriegsgesanges.

V. 5 f. Nur der würdige Stoff und der empfängliche Sinn des Volkes fehlen. — Zu wecken, um zu wecken, von der Art, daß sie weckten. Eine That weckt die Leier, erregt sie zum Spiele. Horaz sagt ähnlich (carm. II, 10, 18. 19), Apollo wecke die Muse durch die Leier (die er anschlägt). Klopstock läßt die Laute von selbst klingen (Ode 90. 102).*) Nur den

*) Ursprünglich hieß es: „Ach, die Sänger leben noch jetzt", und der Vers schloß mit Thaten, der folgende begann „Würdig der Leier". V. 5. endigte früher kräftiger und wohlklingender. Die zwei ihn beginnenden schwachen Füße scheinen zur Aenderung veranlaßt zu haben, die aber nicht als glücklich gelten kann, wenn sie auch den schönen dichterischen Ausdruck des Weckens gebracht hat.

letzten Punkt führt der Dichter im folgenden aus. — V. 7—10. In jener glücklichen Zeit fand der Dichter die reichste und reinste Empfänglichkeit. — V. 7 f. Der glücklichen Welt, der alten Welt, die der Natur noch viel näher stand. Eine deutlichere Bezeichnung wäre hier wünschenswerth gewesen; früher deutete wenigstens, was freilich nicht hinreichte, die Ueberschrift mehr darauf hin. Das Lied des Sängers ging von ihm zu einem andern über und ward so von einem Geschlecht dem andern überliefert. Der Grund davon, und eigentlich der Hauptpunkt des Satzes, liegt in empfunden, d. h. vom Volk empfunden, was V. 9 f. weiter ausführen.*) — V. 9 f. Denn mit besonderer Erhebung erfüllte jedes Werk der Kunst damals das Volk. Der Dichter nennt neben der Dichtkunst, die freilich etwas auffallend durch redend bezeichnet wird, noch die bildende Kunst.**) — V. 11—16. Und der Beifall des Volkes entflammte des Dichters Gefühl, dessen aus reiner Auffassung hervorgehender Beifall ihm das förderndste Urtheil war, während der neuere Dichter nichts weniger als dem Urtheil der Welt trauen darf, sondern auf sich selbst angewiesen ist. — V. 11. Des

---

*) Statt Wort stand ursprünglich Lied, was jedenfalls vorzuziehen, da Wort schon V. 2 steht. Schiller übersah dies bei seiner raschen Aenderung, wenn nicht Wort gar auf einem bloßen Druckfehler der Gedichte beruht.

**) V. 9 lautete früher: „Jeder, als wär' ihm ein Sohn geboren, empfing mit Entzücken". Das frühere Bild (nach Goethes Götz, wo Elisabeth sagt: „Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte") drückt die Freude doch inniger aus, abgesehen davon, daß jetzt von einem Empfangen der Götter nicht wohl die Rede sein kann und das Bild deshalb kaum anschaulich wirkt. Auch empfing statt empfängt würde die Sache kaum bessern.

Hörers Gefühle, die in seiner Brust ruhende Empfindung.*) — V. 12. Gefühl, das sich im Beifall aussprach.**) — V. 13. Reinigte, indem sein Urtheil, der Beifall, dem es dieser oder jener Stelle gab, ihn belehrte. — V. 14. Die Seele des Lieds, der Geist, der das Lied geschaffen; daher zurücktönte. Der Beifall zeigte ihm, daß etwas Edles in seinem Liede wirklich lebe, das den empfänglichen Sinn ergriffen habe.***) — V. 15 f. Die Wahrheit, die richtige Beurtheilung, wurde ihm vom Volke zu Theil, dessen Stimme er folgen durfte. V. 15 ist jetzt kaum verständlich; seine Erklärung findet er in der frühern Fassung, wo es hieß „noch von außen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte".†) — Den bittern Schluß des Gedichtes V. 17—20 hat der Dichter mit Recht in der zweiten Ausgabe der Gedichte getilgt (in der ersten nur V. 17 f.), ja auch V. 15 f. hätte er streichen sollen, so daß der Blick auf die neuere Zeit wegfiele, das Ganze in die trübe Sehnsucht nach reiner Natur ausklänge. — V. 18. Betrogen ist stark proleptisch. Oder soll es heißen, daß er betrogen ist, weil er das Ohr darleiht? — V. 19 Muse, hier seltsam vom wahren Geschmacke, von der „richtenden Wahrheit". Vgl. Ged. 89 Str. 2, 4.

---

*) Statt entflammten stand früher das zu starke entbrannten.

**) Irrig stand bis auf Körner nach reinigte sie Doppelpunkt.

***) V. 14 lautete ursprünglich: „Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang." Das Urtheil des Volkes war ein Orakel, da es auf der frischen Natur beruht, die noch nicht irre geführt ist, sondern wahr urtheilt (weise, wie die Natur überall ist). Neues soll den Gegensatz zu der schon altgewordenen Menschheit bezeichnen.

†) V. 16 stand Busen statt Herzen, was kaum eine wirkliche Verbesserung sein dürfte.

89. Die Antiken zu Paris.

Der Entwurf des Gedichtes fällt nicht in das Jahr 1800, wie Schiller in den Gedichten angibt, sondern in das folgende (vgl. Band I, 248 f.); die letzte Hand legte dieser im März 1802 an. Durch Körners Vermittlung sandte er es den 17. März 1802 an Becker, dem er einiges für seine Erholungen versprochen hatte. Es erschien in dessen Taschenbuch, wo es die Antiken in Paris heißt (vgl. Band I, 254 f.), und gleichzeitig im zweiten Bande der Gedichte. Ueber den Raub der aus Italien entführten Kunstwerke nach Paris hatte A. W. Schlegel in einem in Schillers Musenalmanach auf 1798 erschienenen Gedichte die entführten Götter gespottet, das nach Schillers Urtheil viel Gutes hat. Schlegel läßt die Götter den siegberauschten Franzosen, die einem Brennus folgen auf Brennus' Spuren, schließlich zurufen:

> Wer würdig uns zu ehren weiß,
> Trägt uns in seiner Brust, sein eigen.
> Doch trittst du ungeweiht in unsern Kreis,
> So deckt uns Nacht, und die Orakel schweigen.

Am 23. Januar 1798 schrieb Schiller an Goethe: „Böttiger, höre ich, wollte über den Vandalism der Franzosen, bei Gelegenheit der so schlecht transportirten Kunstwerke, einen Aufsatz schreiben", er wünschte denselben noch für die Horen zu erhalten.

Der Unmuth, daß die Franzosen, denen der Sinn für reine Auffassung der alten Kunst ganz abgehe, die alten Kunstwerke nach ihrer Hauptstadt schleppen, findet hier seinen scharf spottenden

Ausdruck. Zum Gedanken vgl. man Ged. 88. 203, oben Band I, 248. Die Strophenform ist dieselbe, wie Ged. 76 *)

Str. 1, 5 ist das selbständig anhebende zeig' er kräftiger als ein von mag er abhängiges zeigen sein würde. — V. 6. Dem gibt hier, wie Str. 2, 6, einen lahmen Versanfang. — Erstaunten. Darum war es dem Machthaber gerade zu thun. — Str. 2, 3. Reihn, Kreis. Vgl. Ged. 72 Str. 6, 21. — V. 4. Die Musen, hier von den idealischen Kunstwerken, wie besitzen vom geistigen Eigenthum, wozu V. 6 den Gegensatz enthält. Mit ähnlicher Kühnheit ist Muse Ged. 88, 19 gebraucht. — V. 4. Warmen, gefühlvollen. — V. 6. Dem Vandalen, wie sich die Franzosen bewiesen haben. Der Schluß ist etwas geschraubt.

---

90. Thekla. Eine Geisterstimme.

Zu den glücklichen Ideen, die Schiller nach seiner eigenen Aeußerung gegen Körner am 17. März 1802 hatte, gehörte auch wohl die zu unserm Gedichte, dessen Vollendung erst in den September fallen dürfte. Den 9. September sandte er es an Körner**), für den es viel Anziehendes hatte. Vgl. Band I, 254.

---

*) Str. 1, 3 steht bei Becker an der Seine. Statt Musäen findet sich erst in der zweiten Ausgabe der Gedichte Museen, freilich die richtige, aber doch wohl nur vom Korrektor herstammende Form, die keinen so guten Reim auf Trophäen bildet. Daß auch im Lateinischen die Form Musaeum begegne, ist ein Irrthum Gödekes, wenn nicht etwa schlechte Drucke maßgebend sein sollen.

**) Freilich erwähnt er im Briefe von diesem Tage nur der Kassandra;

256. Der Dichter läßt hier seine Thekla, die am Ende des vierten Aufzugs von Wallensteins Tod zur Leiche ihres gefallenen Geliebten hineilt, um dort zu sterben, den Gedanken aussprechen, daß jedes schöne Gefühl unseres Herzens im Jenseits seine Erfüllung finde. Es ist der gerade Gegensatz zu Ged. 28. Vgl. Ged. 75 Str. 3. Die Fragen, wie es ihr weiter ergangen, ob sie ihren Geliebten gefunden (Schiller denkt sich wohl die Frage eines von Theklas Unglück hingerissenen Mädchens), beantwortet Thekla in ganz eigenthümlicher Weise. Eine dichterische Einheit hat das Gedicht eben so wenig, als die Ausführung für gelungen gelten kann, wenn auch an einigen Stellen inniges Gefühl sich anmuthig ausspricht. Der Dichter braucht hier und in dem ein Jahr frühern Ged. 228 wieder fünffüßige trochäische Verse, wie in seinen Jugendgedichten. Vgl. Ged. 2, 4. Nur selten hatte er sich derselben später bedient. Vgl. Ged. 49. 69.

V. 1 f. Frage nicht, wie es mir ergangen, seit du mich zum letztenmale gesehen? Mit meinem Lieben war ja auch mein Leben vorbei. — Str. 1, 1. Der Fragende zweifelt, was sich weiter mit Thekla begeben habe, ohne ihren Tod hier bestimmt anzunehmen, indem er sie als eine wirkliche Person betrachtet, an welcher er innigen Antheil nimmt. Mich hingewendet bezeichnet die Begebnisse seit ihrer Entweichung; daß sie in Begleitung ihrer Hofdame und ihres Stallmeisters zur Klosterkirche bei Neustadt sich begeben, weiß der Zuschauer und Leser. Der Ausfall des ich nach dem zweiten wo ist hart. — V. 2. Flüchtger Schatten.*) Nur in wenigen

---

da aber nach dem Kalender Schiller keinen weitern Brief in diesem Monat an Körner sandte, muß er es noch nachträglich beigelegt haben.

*) Schiller schrieb Schatte; erst bei Körner steht Schatten.

Szenen tritt die Gestalt der Thekla in dem großartigen Drama von Wallensteins Ende auf. — V. 3 f. In jenem Augenblicke war es mit mir zu Ende; denn ich hatte des Lebens Glück genossen. Der Dichter bezieht sich hier auf Ged. 41 Str. 2, 4 f.; hat er ja Thekla selbst dieses Lied singen lassen. Die Frageform und die Gleichstellung beider Fragen ist nicht ohne Anstoß. — Str. 2. So ist es ja auch mit den Nachtigallen, die nur in der Liebeszeit schlagen, später verschwinden, und man fragt nicht mehr nach ihnen. Daß die Nachtigall im Lenz Liebe singe, schwebte dem Dichter aus einer der bekanntesten klopstockischen Oden (10. Vgl. 91) vor. Die Nachtigallen schlagen in ihrer Freiheit keine vollen drei Monate, am häufigsten und stärksten in ihrer Liebeszeit.

Str. 3—6. Ja im Jenseits habe ich den Geliebten gefunden, wie dort alle Liebenden sich wiederfinden, wie dort jedes sehnsüchtige Verlangen des Herzens seine Erfüllung erhält. — Str. 3, 1—4, 2. Ich habe dort den Geliebten gefunden, wo alle Liebenden sich wiederfinden. — Str. 3, 1. Die Frage bezieht sich eigentlich nur auf das Wiederfinden im Leben, auf das Gelangen zur Leiche des Geliebten, aber Thekla faßt sie anders. — V. 3 f. Das Jenseits wird als Land ewiger wonnevoller Vereinigung aller von wahrhafter Liebe erfüllten Seelen bezeichnet. — Str. 4, 1. Dorten. Vgl. zu Ged. 63 Str. 15, 7. — Uns, Thekla und Max. — V. 2. Dein Lieben, deine Liebe zu mir. — Gleicht, an reiner Innigkeit und seelenhafter Tiefe.*) Aber man erwartet eher: „Dort wirst du deinen Geliebten wieder finden". Oder soll du hier bezeichnen du mit deinem Geliebten, was nicht an-

*) Statt des noch in den Gedichten nach V 2. stehenden Kommas sollte Punkt gesetzt werden.

geht. — Str. 4, 3—6, 4. Auch mein Vater weilt dort, dessen Sehnsucht nach den Sternen hier erfüllt ist, wie hier jedes sehnsüchtige Verlangen des Herzens gestillt wird. Der Uebergang zum Vater, woneben man auch eine Erwähnung der Mutter erwartet, ist gewaltsam. Auch des Vaters darf sie sich wieder freuen; er ist dort ganz schuldlos, und es droht ihm kein Tod mehr. Wahrscheinlich denkt sich Schiller, sein gewaltsamer Tod habe alle Schuld gesühnt. Die relative Anknüpfung ist störend. — Str. 5, 1 f. Hier ist auch seine Ahnung einer die Welt lenkenden Macht in Erfüllung gegangen; denn in seinem astrologischen Aberglauben erkennt sie die Ahnung einer die Welt lenkenden göttlichen Macht. Max Piccolomini will Wallensteins Glauben „an der Gestirne, an der Geister Macht" nicht schelten, weil das Herz nach einer „Welt der Wunder verlangt" (Piccolomini III, 4). Der Ausdruck, daß ihn kein Wahn betrogen (vgl. Ged. 75 Str. 3, 5 f.), dürfte hier kaum zu billigen sein, da der astrologische Aberglaube ja doch ein entschiedener Wahn ist, von dem man höchstens sagen kann, daß er, wie jeder Aberglaube, mit dem Glauben an eine übernatürliche, göttliche Wirkung zusammenhängt. Sein Glaube an die Gestirne wird absichtlich so bezeichnet, daß er als ein Erheben des Geistes zum Himmel erscheint. — V. 3 f. Jedem wird vergolten, wie er gehandelt hat (Lukas 6, 38: „Eben mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen"), und so wird der Gläubige auch das Heilige schauen, woran er glaubt. Wunderlich wird die Erfüllung des Glaubens als bestimmter Lohn desselben aufgefaßt. Der Ausdruck das Heilige ist nah besagt keineswegs, was er ausdrücken soll. — Str. 6, 1 f. So wird jedes sehnsüchtige Verlangen hier erfüllt. — In jenen Räumen, aus denen ich niedergestiegen bin. Vgl. Str. 3, 3—4, 2. —

Gläubig (vgl. zu Ged. 64 Str. 7, 3) erklärt schön näher. — V. 3 f. Sonderbar schließt sie mit der allgemeinen Mahnung, sich in seinen Träumen ja nicht stören zu lassen, da darin oft etwas Tiefes, eine bedeutsame Ahnung liege, wenn auch ihr eigentliches Ziel ein verfehltes sei. Das letztere drückt sie durch einen allgemeinen Erfahrungssatz aus, der analoger Art ist. Aehnlich sagt Max Piccolomini a. a. O.:

Tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.

---

91. Das Mädchen von Orléans.

Gleichzeitig mit der Ballade Hero und Leander, am 19. Juni 1801, sandte Schiller dies wohl schon vor der am 17. begonnenen Ballade vollendete Gedicht an Cotta zur Aufnahme in das Taschenbuch für Damen. Die dortige Ueberschrift Voltaires Pücelle und die Jungfrau von Orléans bezeichnet bestimmter den Gegensatz des voltaireschen unsaubern komischen Epos zu Schillers erhabener Tragödie. Der Herzog von Weimar hatte gemeint, der Stoff des schillerschen Werkes sei „äußerst skabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein werde, besonders bei Personen, die das voltairesche Poem (La Pucelle d'Orléans war 1757 erschienen) fast auswendig wüßten". Freilich äußerte er gegen Schiller, er habe an dem Stücke eine so große Liebe und Theilnahme, daß er es nur als

Heldengedicht denken könne, dessen Blüthe gewiß abfalle, wenn es auf die Bretter trete. Der Dichter fühlte sich dadurch zum lebhaften Ausdrucke des Gefühls veranlaßt, daß seine Dichtung dem Mädchen, das der unsaubere Witz Voltaires besudelt, die höchste Unsterblichkeit verliehen habe, da es edle Herzen genug gebe, welche es mit zarter Innigkeit zu erfassen vermögen. Das Strophenmaß besteht aus fünffüßigen jambischen Versen, wie Ged. 36 (vgl. 23. 67); die vier ersten Verse reimen abwechselnd, die beiden letzten unmittelbar auf einander, nur der zweite und der vierte lauten männlich aus. Vgl. S. 171. Die Reimform ist dieselbe, wie Ged. 45.

Str. 1. Der Witz hat dich besudelt; denn ihm gilt es nur, das Edle in den Staub zu ziehen und den Glauben daran zu zerstören. — V. 1. Das edle Bild, die Vorstellung der höhern Natur. — V. 3. Der Witz, der sich zum Spotte hinreißen läßt. Vgl. Ged. 83 Str. 1, 1. — Dem Schönen, hier vom Edlen. Vgl. Str. 3, 3. — V. 4 enthält den Grund zu V. 3. Den Engel und den Gott, wie der Mensch in seiner höchsten geistigen Verklärung uns erscheint. — V. 5. Seine Schätze, sein höchstes Glück, den hehren Glauben an das Göttliche im Menschen, das er in so manchen höher begabten Geistern verehrt. — V. 6. Denn nicht allein den Aberglauben bekämpft er, sondern er zerstört auch den Glauben.

Str. 2. Doch die Dichtkunst hat dich jetzt zum Himmel erhoben und, indem sie aus vollem Herzen dich darstellte, dir unsterbliches Leben verliehen. — V. 1 f. Daß die Dichtkunst selbst eine Schäferin, wie Johanna, sei, ist doch gar wunderlich, da es so ohne alle nähere Ausführung steht; anders ist es, wenn sie in einer ausgeführten Allegorie als

Mädchen aus der Fremde dargestellt wird. Auch die Bezeichnung aus kindlichem Geschlechte ist auffallend; der Dichter will damit die Hirten als dem natürlichen Zustand der Menschheit, wie er in der Kindheit derselben ganz allgemein war, zunächststehend bezeichnen. Vgl. Ged. 47 Str. 5, 1. Das Vorantreten des zu Dichtkunst gehörenden wie du selbst und wie du ist hart. — V. 3. Götterrechte, die göttliche Hand, insofern sie als Göttin gedacht wird. — V. 4. Ewgen, im Gegensatz zur irdischen Vergänglichkeit. Vgl. Ged. 8 Str. 9, 7. — V. 5. bezeichnet die vorhergegangene Handlung. Die Dichtkunst hat in dem schillerschen Drama, worin das Herz, das innige Gefü[illegible]r Hoheit, zu welcher die menschliche Natur sich erheben kann, ih[illegible]estalt geschaffen, sie mit einem Heiligenschein (Glorie) umgeben.*) Schiller schreibt an Göschen den 10. Februar 1802, sein Stück sei aus dem Herzen geflossen, und zu dem Herzen sollte es auch sprechen.

Str. 3. Freilich herrscht in der Welt ein Widerwille gegen alle edle Größe, die man zu verspotten sucht, aber noch gibt es Seelen genug, die sich an edlen Gestalten erfreuen. Die Strophe begründet die am Ende der vorigen versprochene Unsterblichkeit. — V. 1. Die Welt, die gewöhnliche, nach gemeiner Unterhandlung verlangende Menge, der laute Markt (V. 5). — V. 3. Schöne, wie Str. 1, 3. — V. 4. Herrliche entglühn, ein übler Hiatus. — V. 5. Den lauten Markt, die gewöhnliche, ganz nach außen gerichtete Menge. — Laut, geräuschvoll, im Gegensatz zu dem in

*) Auch hier haben noch die Gedichte bloße Kommata; die jetzige Satzzeichnung ist genauer, doch dürfte V. 4 Doppelpunkt den Vorzug verdienen.

sich lebenden Herzen.*) — Mag. Der Dichter muß dies geschehen lassen. — Momus, der Gott des Spottes (Str. 1. 2). — V. 6. Edlere, als die, welche Momus zum Gelächter der Menge bildet.

---

92. Nänie.**)

Nach Schillers eigener Angabe 1799, wahrscheinlich Anfangs Oktober gedichtet. Vgl. Band I, 237. Unsere Elegie spricht das Gefühl aus, daß, wenn auch alles Schöne auf Erden vergehe, es doch durch sehnsüchtige Klage um seinen Verlust verherrlicht werde. Freilich ist das letztere in den Schlußversen nicht so anschaulich ausgedrückt, wie man wünschen möchte. Wie viel schöner tritt dies in Goethes Elegie Euphrosyne in der Bitte der Hingeschiedenen hervor:

Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis, Schatten, vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.

---

*) Statt lauten stand ursprünglich wilden.

**) So steht noch in den Gedichten. Die Schreibung schwankte zwischen naenia und nenia.

Schiller spricht hier freilich nicht ganz entschieden vom verherrlichenden Liede, und doch kann unter dem Klaglied, besonders nach dem Schlußverse, nur eine dichterische Klage verstanden werden. Darauf deutet auch die Ueberschrift Nänie, obgleich unter diesem Worte das zur Flöte gesungene Lied bei der Leichenfeier verstanden wird. Daß die Veranlassung, welche dem Dichter diesen Gedanken auspreßt, nicht ausgesprochen ist, gibt dem Ganzen den Charakter des Zufälligen, Gemachten.

V. 1—4. Auch das Schöne erliegt trotz seiner mächtigen Gewalt dem Tode. Vgl. Theklas Klage (Wallensteins Tod IV, 12): „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" — V. 1. Muß als Kürze ist hart. Auch sterben ist zu gewöhnlich. — Zu dem vortretenden Relativsatz vgl. zu Ged. 8 Str. 1, 6. Zum Gedanken Ged. 21 Str. 13, 16 ff. Ged. 29 Str. 5 und 5*. — V. 2. Eherne, harte, unbewegliche, wie auch eiserne steht. Vgl. zu Ged. 87, 7. — Des stygischen Zeus, des Gottes der Unterwelt. Jupiter Stygius heißt er bei Virgil (Aen. IV, 638), aber auch auf Inschriften wird er so genannt. — V. 3 f. Die Erwähnung der einzigen Ausnahme ist hier nicht an der Stelle. — Die Liebe, des Orpheus sehnsuchtsvolle Liebesklage. Zur Sage vgl. Ged. 6 Str. 3, 1 f. 21 Str. 22. — Streng, auf seine Bedingung streng haltend. — Sein Geschenk, die Eurydice.

V. 5—8. Auch der schöne Adonis und der heldenstarke Achill erlagen dem Tode. — V. 5 f. Vgl. zu Ged. 29 Str. 4, 7 f. — Die Wunde. Eigentlich das Blut der Wunde. Der Dichter läßt die Göttin vergebens versuchen, das Blut zn stillen. Bei dem Dichter Bion jammert Aphrodite, als sie das Blnt am Schenkel herabfließen sieht. — V. 7 f. Errettet, vermag zu erretten. — Göttlich, wie er bei Homer

θεῖος, θεοείκελος heißt; δῖος erklärte man irrig göttlich. — Held, wofür Helden stehn muß, wie Hirt statt Hirten, Fels statt Felsen (Ged. 62 Str. 16, 1), Leu statt Leun (Ged. 65 Str. 3, 13). — Am skäischen Thor. Hektor weissagt dem Achilleus XXII, 359 f., daß ihn, wie tapfer er auch sei, Paris und Phöbos Apollon tödten werden am skäischen Thore.*) — Sein Geschick erfüllen, nach homerischem Ausdrucke. Vgl. Band II, 228. Voß braucht sonst sein Schicksal erreichen, dulden, sein Geschick, Verhängniß finden und noch andere Wendungen. Dem schillerschen Ausdruck entspricht ganz πότμον, auch οἶτον, ἀναπιμπλάναι (Ilias VIII, 34. XI, 263). Dem Dichter schwebt der Ausdruck seine Bestimmung erfüllen vor.

V. 9—12. Aber Achill wurde doch von den Göttern und Göttinnen beweint und der Untergang des Schönen in ihm betrauert. Schiller folgt hier dem letzten, spätern Buche der Odyssee, wo Agamemnon in der Unterwelt dem Achilleus von seiner Bestattung erzählt (47 ff.), Thetis sei mit den Meergöttinnen aus dem Meere unter furchtbarem Wehklagen gestiegen.

Um dich standen die Nymphen, erzeugt vom alternden Meergreis (Nereus),
Die, aufjammernd vor Gram, in ambrosische Kleider dich hüllten.
Alle neun auch die Musen, mit holdem Ton sich erwidernd,
Klageten: und wohl keinen der Danaer sahe man jetzo
Thränenlos; so rührten der Göttinnen helle Gesänge.
Siebzehn Tag' um dich und gleichviel Nächte beständig
Weinten wir, ewige Götter sowohl als sterbliche Menschen.

Schiller läßt alle Götter und Göttinnen an der Klage Theil nehmen, wie nach der Sage diese alle Geschenke zur Hochzeit des

*) Erst Körner schrieb wann statt wenn.

Peleus und der Thetis brachten. — V. 10. Verherrlichten, durch seine Thaten. — V. 11. Die Anknüpfung ist etwas ungeschickt, da nicht einmal das Niedersteigen der olympischen Götter angeführt wird. — V. 12 ist wieder allgemein, der doppelte Ausdruck kaum besonders wirksam. Man würde die Verse nicht vermissen; ja der Geliebten V. 13 könnte darauf hinzudeuten scheinen, daß sie ursprünglich dem Gedichte fremd waren.

V. 13 f. So gefeiert zu werden im Liede ist ruhmvoll, da nur das Edle gepriesen wird. Der Ausdruck ist nicht besonders glücklich und treffend. — V. 13. Auch steht etwas wunderlich; nimmt man es als auch schon, so wirkt es sehr erkältend, nicht weniger, wenn es selbst, sogar heißen soll. — Klaglied (trochäisch gebraucht), vom Gegenstand der Klage, wie Homer Gesang (ἀοιδή) braucht für Gegenstand des Sanges. — V. 14. Man erwartet eher den Gegensatz „nur das Edle wird gefeiert". Den trochäischen Gebrauch von klanglos hat sich Schiller hier gestattet. Vgl. dagegen zu Ged. 70. — Orkus, wie Ged. 53 Str. 2, 11. Des Nachruhms wird hier gar nicht gedacht. Vgl. Ged. 52 Str. 9.

---

93. Der spielende Knabe.

Dieses Epigramm ward am 21. August 1795 an Humboldt gesandt. Schiller legte darauf keinen besondern Werth, aber der Freund fand auch unser Epigramm „überaus schön, so lieblich und zart und so charakteristisch". Körner liebte dasselbe sehr. Der Dichter nahm es erst in den zweiten Theil der Gedichte

auf. Es ist eine rührende Betrachtung des auf dem Mutterschoß sorglos, frei und fröhlich spielenden Knaben, dem der Dichter sein nur zu bald endendes Glück herzlich gönnt. Das Ganze zerfällt in eine dreimalige Aufforderung, nur immerfort zu spielen. An die erste schließt sich die Bemerkung, daß das Kind noch keine Sorge, noch keine Gefahr ahnt; auf die zweite folgt die Betrachtung, daß es noch in voller Heiterkeit sich dem Spieltriebe überlassen kann. Die Hindeutung auf die bald kommende ernste Zeit der Arbeit und strengen Pflicht begründet zum Schlusse noch einmal jene Aufforderung, doch ist der Gegensatz schon in der zweiten Betrachtung bezeichnet, so daß eigentlich das dritte Spiele (hier ohne nähern Zusatz) bloß eine lebhaftere Verbindung bildet. Nach der ersten Aufforderung wird eigentlich nur ausgeführt, wie die Liebe über dem Kinde wacht, so daß V. 1—4 als Einleitung zum Hauptbild dienen, wie die beiden letzten Verse den abschließenden Gegensatz darstellen. Auffallend ist, daß der Dichter in der Ueberschrift den Knaben nennt, der, als besonders zum Lebenskampfe berufen, hier zunächst vorschwebt, im Gedicht selbst aber, wo diese Anrede metrisch weniger bequem war, das Kind. Vgl. Ged. 94. 111. auch Ged. 72 Str. 6.

V. 1. Eine Insel ist der Mutterschoß, da er das Kind von der sorgenvollen Welt absondert; heilig, weil die vorsorgende Natur ihm diesen Schutzort bestimmt*). — V. 3 f. Der Abgrund und das Grab deuten auf die drohende Gefahr hin; bei flutend schwebt das Bild der umgebenden Welt als Meer

---

*) Nach V. 2, wie auch nach V. 6, ist mit Körner Semikolon zu setzen; an beiden Stellen haben noch die Gedichte bloßes Komma. Im Musenalmanach ist nach V. 2 das Satzzeichen ausgefallen.

vor.*) Das dem Lächeln sich anschließende schuldlos bereitet die folgende Anrede schon vor. Sollte aber nicht ein freundlich an der Stelle des auch prosodisch bedenklichen schuldlos passender sein? — V. 5. Arkadien, das Land glücklicher Unschuld. Vgl. Ged. 28 Str. 1, 1. — V. 6. Frei, ungebunden durch andere Rücksichten. — V. 7. Erdichtete Schranken. Sie will aus dem Wege räumen, was ihr nicht entgegensteht. Schon hier schwebt der Gegensatz des feindlichen Lebens (Ged. 72 Str. 8, 20) vor. In den ästhetischen Briefen sagt Schiller, die Natur habe in das dunkle thierische Leben schon einen Schimmer von Freiheit gestreut; so erschaffe sich im Löwen, wenn ihn kein Hunger nage und kein Raubthier ihn zum Kampfe herausfordere, die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; „mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft." — V. 8. Fehlt noch, er wird nicht bestimmt durch. — V. 9. Bald als Kürze ist hart. — Hager, ein sonderbares Beiwort; soll es hager machend bedeuten (ähnlich wie bang bangmachend) oder die Arbeit personizirt gedacht werden? — V. 10. Gerader Gegensatz zu V. 8.

*) Ursprünglich stand der Mutter Arme, was Schiller auf Humboldts Bemerkung änderte, der Vers habe gar keinen der gewöhnlichen Abschnitte.

**) Körner setzte und ernste statt der ernste.

94. Die Geschlechter.

Das in den Juli 1796 fallende Gedicht (vgl. Band I, 162) erschien im folgenden Musenalmanach. Körner fand in demselben Schillers Talent zur Poesie der Betrachtung. Auch hier erscheine der Betrachtende durch den höhern Gesichtspunkt, von dem er den vielumfassenden Gegenstand überschaue, durch den treffenden Blick auf das Bedeutende in der gegebenen Masse und durch die Theilnehmung, mit der er bei den interessantesten Theilen des Stoffes verweile. Das Gedicht schildert das Auseinanderstreben der beiden Geschlechter und ihre Wiedervereinigung durch die Gewalt der Liebe, wie es später im Lied von der Glocke Str. 6 in anderer Weise geschehen ist. Vgl. auch Ged. 74. Humboldts Abhandlung über die männliche und weibliche Form war im vorigen Jahre erschienen. Die Trennung der Geschlechter ist mit schneidender Schärfe dargestellt, um die Vereinigung desto eindringlicher hervortreten zu lassen. Die Ueberschrift lautet zu allgemein.

V. 1—6. Die im Kinde noch unentschieden liegende Natur scheidet sich im Knaben und Mädchen. — V. 2. Das in Blumen angedeutete Bild führt der zweite Theil unseres Verses aus. Aber der Vergleich ist keineswegs klar. Wir müssen uns vielmehr zwei Knospen denken, nicht eine, unter welchen zwei Blumen liegen. Der Dichter nimmt das zarte Kind für das Kindesalter, was hier sehr hart. — V. 3 f. Hier tritt ein ganz anderes Bild ein; die Einheit wird als eine Verbindung, als eine Umschlingung derselben gedacht. — Holde Scham und feurige Kraft (das letztere Beiwort steht hier

adverbial) werden als bezeichnende Unterschiede hervorgehoben. Bei Humboldt heißt es: „Die Züge beider Gestalten (der Geschlechter) beziehen sich wechselweis aufeinander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck der Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Kraft auf." — V. 5 f. Wenn der Knabe auch jetzt wild tobt, er wird endlich zur Anmuth zurückkehren; erst muß er seine Kraft gehörig geübt haben. Die Verse scheinen fremdartig; auch müßte in ähnlicher Weise des Mädchens gedacht sein.

V. 7—16. Keines von beiden befriedigt uns, beide erscheinen in starrer Einseitigkeit. Humboldt: „So wendet sich das Auge von jeder unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt." — V. 7 f. Das Zurückgreifen auf das Bild des Anfangs ist störend. — Sehnend, hier auffallend von dem Verlangen nach vollkommener Befriedigung. — V. 10. Humboldt: „Die zarte Sehnsucht, welche ein Geschlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einfluß eines in sich gekehrten Sinnes. Aber die ersten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls schweifen, wie Dianens Blick, in die Ferne. Daher ist das früheste jungfräuliche Alter nicht selten von einer gewissen Gefühllosigkeit, ja sogar, da ein großer Theil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewissen Härte begleitet." — Der Stolz, da das Mädchen sich für vornehmer als den wilden Knaben hält. Der Vergleich mit dem jungfräulichen Gürtel ist anstößig. Vgl. zu Ged. 36 Str. 8, 7 f. Ged. 165. — Der Stolz verscheucht den Knaben. — V. 11 f. Ja, ihre jungfräuliche Scham scheut sich vor ihm, da sie ihn für ihren Feind hält, sie haßt ihn. — Ihr Horn ist höchst sonderbar; es kann doch nicht

auf die Jungfrau gehn, welche der Dichter sich nicht als Jägerin denkt, sondern auf den im folgenden Verse genannten Mann; ihr setzte Schiller wohl, weil sein zweideutig wäre. Aber es muß sich hier nicht allein auf ein folgendes Wort, sondern auch auf ein in der Einzahl stehendes, und dazu im Hauptsatze, beziehen. Horn kann kaum auf das Jagdhorn gehn, das den Alten unbekannt ist, sondern soll sehr kühn den Bogen, der von Horn ist bezeichnen, wie *κέρας*, cornu. — V. 12. Liebt, die Liebe ist noch nicht in ihr erwacht. — V. 13. Der Trotz des Jünglings ist Folge seiner Kraft. Die finstern Wimpern, wie die finstern Brauen (Ged. 63 Str. 6, 1), sollen auf Unmuth deuten. Bei den Brauen ist das Beiwort bezeichnender. Unmuthig ist er, weil er seine Kraft nicht bewähren kann. So verlangt auch V. 13 seine Sehne nach Kampf. — V. 15 f. Ehrbegier und Muth treiben ihn zum Kampfe. Die Verse schließen sich nicht besonders glücklich an. Oder soll „reißt ihn der brausende Muth" auf V. 14 f. zurückgreifen, im Sinne „wie ihn auch der Muth hinreißt"? — Der Speere Gewühl, wie Homer zur Bezeichnung der Schlacht *δοῦπος ἀκόντων* braucht, das Voß Speergerassel übersetzt. Waffengewühl hat Voß Ilias IV, 541, wo aber bei Homer nichts Aehnliches steht. — Stäubend, wie bei Klopstocks Ode 112, 7, bestäubt Ged. 69 Str. 6, 8. — V. 16. Lockende. Vgl. Klopstocks Ode 18 Str. 2.

V. 17—20. Aber die sich fliehenden Geschlechter werden durch den Trieb der Natur zur rechten Zeit wieder vereinigt. — V. 17f. Lebhafte Darstellung der Gefahr ewiger Trennung.*) Ganz unerwartet und wunderlich tritt der

*) Ursprünglich begann V. 17: „Jetzo, Natur, beschütze dein Werk!" Die Stellung des Wortes Natur scheint die Aenderung veranlaßt zu haben, da es an einer hervorragenden Stelle stehn sollte.

Gedanke ein, daß die Geschlechter nach der Erfahrung sich immer suchen. — V. 19 f. Da bist du schon, du trittst ein. Statt das folgende durch um anzuschließen, tritt dies selbstständig hervor.*) — Rufst hervor, schaffst. — Der Harmonie, des Einklangs. Der Ausdruck ist hier fast überladen.

V. 21—32. Der Dichter führt uns die Jungfrau und den Jüngling vor, wie das erste Liebessehnen ihre Brust erfüllt, und bald die liebende und geliebte Seele findet. — V. 21—24. Weite Schilderung des ruhigen, die Seele träumerisch erfüllenden Abends. — V. 21 f. Neben der Jagd erwähnt er die sonstige Bewegung des geschäftigen Tages. Vgl. Ged. 35 Str. 2, 1 ff. — Leise, wie Ged 37 Str. 4, 1. Das Herabsinken der Sterne nach Virgils cadentia sidera (Aen. VI, 81), was Schiller übersetzte „der Sterne sinkend Licht". Anders von der Nacht Ged. 57 Str. 16, 2. — V. 23. Vgl. Ged. 29 Str. 4, 3.**) — V. 24. Philomela. Vgl. Ged. 21 Str. 11, 1 f. 25, 3 f. zu Ged. 90 Str. 2, 1 ff. — V. 25 f. Es ist nicht an ein liebendes Paar zu denken, sondern beider Liebessehnsucht ist noch ohne Gegenstand. Dem Dichter schwebt hier Klopstocks schönes Gedicht die künftige Geliebte vor. — Steigenden, schwellenden, sich erhebenden. — V. 27. Sie sehnt sich nach einem liebenden Herzen. Auch das zweite sie ist Nominativ. — Anschmiegend, sich. V. 28. Er vergleicht sie mit einer Aehre, die unter der Last der Frucht ihr Haupt senkt. Der Vergleich tritt als Hauptsatz auf. — Schwellend sollte gemieden

---

*) Der Vers wäre viel wohlklingender, wenn Du nur einmal stände.

**) V. 23 hieß es früher „Seufzend flüstert im Winde das Rohr, sanft murmeln die Bäche". Der Zusatz im Winde wird dem Dichter ungehörig geschienen haben.

sein, da es schon zwei Verse vorher steht. — V. 29. Der Vers ist nicht recht bestimmt.. — Flammen. Geradezu im Sinne von Liebe, wie die römischen Dichter ignes, calores brauchen, kann es nicht genommen werden, wegen des beigefügten eigen, wenn freilich auch die eigenen Flammen, wie die brennende Glut, sich auf die Liebe beziehen. — V. 30. Der Glut, für die Glut, um sie zu lindern.*) Vgl. Ged. 36 Str. 6, 8. — V. 31 f. Der Ausdruck ist hier nach der vorhergehenden Darstellung zu spielend, der Uebergang etwas schroff. Unter dem geflügelten Sieg denkt sich der Dichter die den Liebesgott begleitende Siegesgöttin, wie folgt zeigt; sonst könnte man freilich geflügelt auch für rasch nehmen, wie Ged. 58 Str. 4, 7. Ged. 96, 2. Der geflügelte Gott kann hier nicht geradezu für die erste Liebesregung stehn.

V. 33 f. So verbindet die Liebe wieder die auseinanderstrebenden beiden Geschlechter. Die Geschlechter heißen der Menschheit Blumen, weil beide nur eine Seite der Menschlichkeit darstellen, deren Bild wir erst erhalten, wenn wir uns „den innigsten Bund der reinen Weiblichkeit" denken (Humboldt). — Sind verbunden, man findet sie verbunden. Das naheliegende werden widerstrebte dem Vers, und auch du verbindest wollte sich nicht wohl fügen. Der Gegensatz entspricht dem in V. 18.

---

*) Wehrt ist ein durch Körner hereingebrachter Druckfehler statt wehet.

95. Macht des Weibes.

Das Gedicht steht auf dem vierten Bogen des Musenalmanachs auf 1797, der bereits am 12. August 1796 unter der Presse war (Band I, 164 f.). Körner erfreute sich an dem äußerst reizenden Kontrast der männlichen Behandlung mit der Zartheit des Stoffs; gern verweile man beim Anblick der Kraft, die, ohne geschwächt zu sein, durch die höchste Empfänglichkeit gebändigt sei. Der Dichter führt den Gedanken aus, daß das Weib seine eigentliche Macht nur durch seine stille Weiblichkeit übe. Vgl. Ged. 31 Str. 9 f. Ged. 178. 182. Humboldt bemerkt in der S. 182 angeführten Abhandlung, die Macht des Weibes beruhe vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft; das weibliche Geschlecht müsse jede weibliche Eigenthümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht sein, um nicht jenen lebendigen Ausdruck seiner Gestalt, wodurch diese ein treuer und heller Spiegel des Innern sei, zu zernichten.

V. 1 f. Nur durch die stille Gewalt ihrer Gegenwart wirkt das Weib, nicht durch unruhige Geschäftigkeit. — V. 3 f. Kräftiges Durchsetzeu des als Recht Feststehenden ist Sache des Mannes, dessen Bestimmung es ist, nach außen zu handeln, wogegen das Weib durch ihre schöne Natur, welcher sie allein folgen soll, zu herrschen bestimmt ist. — Herrsche, suche zu herrschen, entsage jeder andern Herrschaft. — V. 5—8. Haben auch einzelne durch große Erfolge auf geistigem Gebiete und durch mächtige Thaten sich ausgezeichnet, die höchste Bestimmung des Weibes haben sie dadurch verfehlt. Die Anrede V. 6 ist kaum zu billigen.

— V· 7. Des Weibes sollte eigentlich am Anfange des Verses stehn. — Königin, die zum Herrschen bestimmte Eigenschaft. Aehnlich sagt Klopstock Ode 13 Str. 12 von der Liebe im Gegensatz zu den übrigen Begierden, die Gott seiner Seele eingehaucht: „Doch eine ward herrlicher vor allen andern! Eine ward Königin der andern alle!" — Weibliche Schönheit, schöne Weiblichkeit. — V. 8. Zeige, zeigen mag. — Bloß, eine harte Kürze. — Weil sie sich zeigt, ohne Ansprüche zu erheben; alle fallen ihr von selbst zu. Vgl. Ged. 178, 3 f.

---

96. Der Tanz.

Das Gedicht ward bereits am 3. August 1795 an den Kapellmeister Reichardt, am 7. an Humboldt gesandt. Vgl. Band I, 124. Körner setzte dasselbe in Musik, obgleich der Pentameter bei einigen Taktarten Schwierigkeit machte. Es war ein Lieblingsgedicht Herders, was Humboldt daraus erklärte, daß die Harmonie in scheinbarer Verwirrung, vorzüglich auf das Weltall bezogen, eine diesem geläufige Idee, und ein Gleichniß mit einer kürzern Anwendung ganz in seiner Manier sei, doch durch Klarheit, Kraft und Grazie sei das Gedicht Schiller ganz eigen. Im Tanze zeigt sich dem Dichter die Macht des alles erhaltenden Maßes (V. 1—26). Sollte der Mensch denn dieses Maß, das in der ganzen Schöpfung herrscht, auch nicht in seinem Handeln befolgen (V. 27—32)? Die Darstellung des leicht bewegten, wunderbar verschlungenen Tanzes ist sehr glücklich, aber die Her=

vorhebung, daß das in ihm wirkende Gesetz, das Maß, die Harmonie, diese wunderbare Erscheinung hervorrufe, ist mit zu großer Gewichtigkeit eingeleitet, auch schon vor derselben angedeutet, und das Hereinziehen der die ganze Welt lenkenden Harmonie stört die Anwendung auf das Leben, statt sie zu fördern. Trotz der Lobsprüche Humboldts und Körners erlitt der Tanz in den Gedichten eine völlige Umarbeitung im einzelnen, ohne aber dadurch zu reiner Klarheit zu gelangen.

V. 1—8. Die Leichtigkeit der Tanzbewegungen. — V. 1 f. Sie schweben so leicht daher, daß der Fuß kaum den Boden berührt. — Drehen, vom Walzer, dem Wirbeltanze. Vgl. zu Ged. 6 Str. 2, 6. 28 Str. 2. Statt eines Satzes mit so daß tritt ein selbstständiger hervor. — Geflügelt, wie Ged. 94, 32.*) — Malerisch ist der Wortklang in schwebenden Schritts und Wellenschwung. — V. 3 f. Sind es körperlose Wesen**), ein Chor der Elfen? Die „zephyrgleiche Schar der Elfen" mit ihren Tänzen im Mondschein konnte Schiller als aus Wielands Oberon und Shakespeares Sturm, Sommernachtstraum und den lustigen Weibern von Windsor

---

*) Die beiden ersten Verse lauten im Musenalmanach:

Sieh, wie sie durcheinander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan.

Körner hielt V. 1 sie durch ein für einen harten Daktylus; sieh, wie sie wollte er des Uebelklanges wegen nicht als Daktylus nehmen, und doch hatte Schiller wahrscheinlich so gemessen. Schlangen, wie Ged. 71, 43. Aber der Tanz macht keine Schlangenwindungen. Auch der schlüpfrige Plan war unschicklich gewählt.

**) V. 3 schloß im Musenalmanach von ihren Leibern geschieden. Die Erwähnung der Schwere des Leibes schien mit Recht zweckmäßiger.

bekannt voraussetzen. Der Vergleich tritt hier als selbständiger Satz auf. Daß kein Mondschein sei, sieht er deutlich genug.*) — V. 5—8. Leicht hebt sich der Fuß, der Leib wird vom Takte der Musik gehoben. — V. 5. Der Vergleich mit dem vom Winde leicht bewegten Rauche ist nicht glücklich gewählt.**) Der Vergleichungspunkt ist in leicht, wie V. 6 in leise angedeutet.***) — Silbern. Vgl. Ged. 36 Str. 5, 4. — V. 7 entspricht eigentlich ganz dem Vergleich V. 6.†) — V. 8. Säuselndes Saitengetön ist freilich malerisch; aber welche Musik zum Tanze sollen wir uns daruuter denken? — Aetherischen. So leicht scheint er dem Zuschauer zu sein.

V. 9—18. Den Kreis der Tanzenden durchfliegt jetzt ganz plötzlich ein einzelnes Paar, worauf die Tanzenden sich wild durcheinander bewegen, bis endlich jenes aus der Verwirrung wieder zum Vorschein kommt und nun eine nene Gruppirung sich ergibt. Dies wiederholt sich immer. — V. 9 f. Ein Paar fliegt durch die Tanzenden mit ganz besonderer Leichtigkeit. —

---

*) Im Musenalmanach lautete V. 4: „Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt?“ Vgl. Ged. 16 Str. 1. Des Elysiums Hain gibt kein so anschauliches Bild.

**) Im Musenalmanach schließt V. 5. durch die Luft schwimmt, Ursprünglich fehlten V. 4 f., die Schiller hinzufügte auf Humboldts Bemerkung, daß der Pentameter nichts Neues anfangen dürfe, es müsse denn auch wieder in ihm schließen.

***) Ursprünglich begann der Vers: „wie sich der leichte Kahn“, was schon im Musenalmanach verändert war. Der schwache Trochäus an zweiter Stelle ist jetzt glücklich vermieden.

†) Noch im Musenalmanach schloß V. 7. melodischen Wellen. Wellen wurde wegen des jetzt in V. 1 eingetretenen Wortes Wellenschwung geändert.

Mit Macht durchreißen malt durch den Klang.*) — V. 11 f. Das Durchschlüpfen durch die Tanzenden wird näher bezeichnet. Der Relativsatz schließt V. 11 eine unmittelbar nachfolgende Handlung an.**) Der Vergleich deutet auf die Leichtigkeit, womit, wie auf einen Zauberschlag, alles geschieht. Vor magische Hand hätte Zaubergewalt wohl den Vorzug verdient. — V. 13 f. Plötzlich verschwindet es unter den übrigen Tänzern, und alles scheint wild durcheinander zu gehn. — Der Bau dieser beweglichen Welt ist der geordnete Tanz, worin man die einzelneu Paare, die hintereinander tanzen, genau unterscheiden kann. Das Imperfektnm zur Bezeichnung des augenblicklichen, rasch vergangenen Eintretens. — In wildem Gewirr durcheinander, indem sich alles wild durcheinander wirrt.***) — V. 15 f.

---

*) Die Verse lauteten im Musenalmanach:

Keinen drängend, von keinem gedrängt, mit besonnener Eile
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl.

Hier wird die Kunstfertigkeit besonders hervorgehoben, aber das plötzliche Loslösen von den übrigen Tänzern übergangen. V. 9 stand jetzo, wofür schon die zweite Ausgabe der Gedichte jetzt hat.

**) V. 11 beginnt im Musenalmanach „Vor ihm her entsteht seine Bahn". Seine schien dem Dichter zwischen entsteht und Bahn nicht zwei Kürzen bilden zu können, und vor ihm her ein zu schwacher Versanfang. V. 12 hat er das beginnende leis gestrichen, da leis wie durch ein zu harter Daktylus war.

***) Der Musenalmanach hatte: „Sieh, jetzt verliert es der suchende Blick. Verwirrt durcheinander". Die Kürze des jetzt war unerträglich. Ursprünglich begann der Vers jetzt, jetzt. Humboldt fand das zweite jetzt hart, wenn die Kürze sich auch durch den Accent vertheidigeu ließe. Schiller änderte damals nur das erste jetzt in sieh. Auch war das Beiwort suchend unpassend, da der Suchende nicht verliert, sondern man erst sucht, was man verloren hat. Freilich hätte der Dichter spähend setzen können, aber verwirrt schien eher eine weitere Ausführung zu fordern.

Auf einmal erscheint das Paar wieder, wie triumphirend, daß es sich glücklich durchgeschlungen hat; und neu entwirrt sich rasch alles, so daß die Paare wieder gesondert sind, aber eine andere Gestalt bilden. — Frohlockend. Vgl. zu Ged. 71, 113. — Der Knoten, das Durcheinander (V. 13). — Reiz, von der schönen Gruppirung. — Die Regel, ein durchgehendes Gesetz.*) — V. 17 f. So wird immer wieder die Ordnung aufs neue gestört und stellt sich wieder her, indem nach und nach alle Paare ihre einzelne Tour machen und darauf alle Tänzer eine neue Figur bilden. — Drehend, sich drehend, wie Goethe den drehenden Reihen sagt. — Schöpfung nennt er den Kreis der Tanzenden, wie V. 14 Welt, weil sich immer eine neue Gestalt aus ihr entwickelt, immer neue „Verwandlungen" entstehen. Zur Wortstellung vgl. Ged. 71, 72. Hier ist sie weniger passend, da das zweite ewig eine hervorragendere Stelle einnehmen müßte. Vgl. dagegen Ged. 71, 33. — V. 18 führt auf die folgenden Fragen unmerklich hin.

V. 19—26. Das, was bei allem Wechsel und aller scheinbaren Willkür das Ganze zusammenhält, ist das zu Grunde liegende Maß, die Harmonie. — V. 19—22. Woher kommt dies? Der Dichter führt das Auffallende der Erscheinung selbst noch einmal der Anschauung vor. — V. 19 f. Die Gruppen ändern sich immerfort (rastlos erneut) und lösen sich immerfort auf (schwanken), aber ein bildendes Gesetz bleibt bei allem Wechsel der Gruppen bestehn. — Die bewegte Gestalt und die schwankenden Bildungen sind dasselbe. — Ruhe, hier sehr kühn von der im Wechsel bestehenden

*) V. 16 schloß im Musenalmanach „stellt sich die Ordnung mir dar", weniger bezeichnend und fließend.

Regel.*) — V. 21 f. Jeder scheint nur seinem Willen zu folgen, und doch wählt er immer die Bahn, auf welcher er allein sich frei bewegen kann, ohne zu drängen, ohne gedrängt zu werden. — Jeder. Er denkt wohl an jedes einzelne Paar, nicht daran, daß der Herr den Tanz lenkt. Der Ausfall des daß am Anfange von V. 21 ist hier so störend, wie Ged. 71, 117 der des bis. Hart ist auch das appositionelle ein Herrscher, frei, oder, wenn man es so lieber faßt, die Auslassung des ist.**) — V. 23—26. Die Harmonie, das Maß bewirkt dieses. — V. 23. Willst du es wissen? Als ob der Gefragte nicht zu antworten wüßte, ähnlich wie soll ich dir es sagen? Die Antwort liegt eigentlich schon in V. 18 und 20. — Des Wohllauts, der Harmonie, freilich ein seltsamer Gebrauch, aber ähnlich hatte Schiller das Wort ursprünglich Ged. 71, 72 gesetzt, und der Zusammenhang gestattet, sieht man genau zu, keine andere Deutung. Man darf hier ja nicht an die begleitende Musik denken. Die Harmonie macht er zu einer Gottheit, wie Goethe im Tasso sagt (IV, 4): „Die Gegenwart ist eine mächt'ge Göttin." Das Wort Harmonie (vgl. V. 26) konnte Schiller hier nicht brauchen. — V. 24. Die Tänzer haben sich an bestimmte Regeln gebunden,

---

*) Ursprünglich begann V. 19: „Sprich, was machts, daß in rastlosem Wechsel". Auf Humboldts Mahnung, daß der Vers wohlklingender sein würde, wenn er andere Einschnitte hätte (er meint die Wortfüße), gab der Dichter dem Verse die jetzige Fassung, nur daß im Musenalmanach noch bewegt statt erneut stand. V. 20 lautete verständlicher: „Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn." Zur Aenderung veranlaßte den Dichter wohl die Betrachtung, daß eine Gestalt doch immer sich herstellt.

**) Deutlicher war die frühere Fassung:

Daß mit Herrscherkühnheit einher der einzelne wandelt,
Keiner ihm sklavisch weicht, keiner entgegen ihm stürmt?

damit es nicht wild durcheinander gehe, sondern ein geselliger Tanz zur allgemeinen Lust sich bilde. — V. 25. Unter dem Rhythmus ist eben die zusammenstimmende Ordnung zu verstehn, nicht die Musik; die Ordnung lenkt die Lust der einzelnen, daß sie nicht wild überbrause und die allgemeine Freude störe; sie zähmt sie, daß sie die nothwendigen Schranken innehalte.*) Er vergleicht sie mit der Nemesis. Es schwebt hierbei Herders vortreffliche Abhandlung Nemesis, ein lehrendes Sinnbild (vom Jahre 1786), vor, worin er sie als „Göttin des Maßes und des Einhalts" darstellt, als „strenge Aufseherin und Bezähmerin der Begierden", als Feindin alles Uebermuthes und Uebermaßes in menschlichen Dingen", und auch zwei griechische Epigramme auf sie mittheilt. Das eine derselben lautet:

„Warum, Nemesis, hältst du das Maß und den Zügel?" Damit du
Handlungen gebest Maß, Worten anlegest den Zaum. —

Golden ist der Zaum, wie alles, was Götter besitzen. Vgl. Ged. 21 Str. 17, 3. 18, 5. 24, 3.

V. 27—32. Willst du die Harmonie, welche das ganze Weltall lenkt, da du sie doch im Tanze anerkennst, nicht in deinem Handeln befolgen? Der Uebergang von der Schilderung des Tanzes zur strafenden Anrede ist schroff. — V. 27. Vergebens bemerkst du die Harmonie der Welten?**) — Rauschen, wie man den Sphären eine Musik bei ihrer Bewegung zuschrieb. Vgl. Ged. 107, 9. — V. 28—32.

*) Statt verwilderte stand früher weniger passend und wohlklingend gesetzlose.

**) Der Vers lautete zuerst: „Und der Wohllaut der großen Natur umrauscht dich vergebens?"

Diese Bewegung wird bildlich als ein Strom, als ein Takt, als ein Tanz gefaßt; der Mensch müsse sie sich im Handeln zum Beispiel nehmen, wie er es wirklich im Tanze thue. Daß V. 28 der Hauptnachdruck auf Strom liegt, dürfte wohl aus der frühern Fassung folgen, da der Pentameter ursprünglich schloß dieser harmonischen Welt. Zur Harmonie vgl. Ged. 4 und 14. — V. 29. Begeisternd, der dich begeistern sollte. — Dir, dir vernehmlich. — V. 30. Der wirbelnde Tanz, vom Gange der Weltkörper. Vgl. Ged. 4 Str. 2, 5. Str. 3. — V. 31. Sonnen. Vgl. Ged. 25 Str. 4, 6. 9 f.*) — V. 32. Erst hier am Schlusse wird die leitende, alles zusammenhaltende Ordnung als Maß bezeichnet, insofern sie als freiwillige Beschränkung und Unterordnung unter ein Gesetz erscheint. Zum Vorantreten des Relativsatzes vgl. Ged. 92, 1 f.**)

---

97. Das Glück.

Schon am 20. Juli 1798 hatte Schiller unser Gedicht im Sinne, dem er einen gewissen hymnischen Schwung zu geben gedachte; den 31. war es fertig. Vgl. Band I, 210. 213. Körner, dem er es den 15. August sandte, zählte es zu einer seltsamen

---

*) V. 31 schloß früher „wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?" Vgl. Ged. 71, 24.

**) Der Vers lautete früher: „Handelnd fliehst du das Maß, das du im Spiele doch ehrst."

Gattung, die nur von wenigen nach Gebühr geschätzt werden könne. Vgl. Band I, 215. Später bezeichnet er es als ein Prachtstück für ein ästhetisches Fest; nur in einer für ein solches Fest passenden Stimmung könne es von den Eingeweihten nach Würden geschätzt werden, etwa nach dem Genusse eines vollendeten Kunstwerks als Epilog oder mehr als Produkt eines lyrischen Taumels, anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für den, der etwas mehr über absoluten und relativen Werth nachgedacht habe. „Die Ausführung steht dem Inhalte nicht nach, und ich weiß nicht, ob Du jemals schönere Verse gemacht hast."

Der Dichter feiert die Herrlichkeit des Glückes, dem der Mensch das Höchste verdanke. Unser Preisgesang auf diese Göttin bildet den entschiedensten Gegensatz zu den gewöhnlichen Klagen über die Launenhaftigkeit und Ungerechtigkeit des Glückes. Aber Schiller faßt auch das Glück in anderm Sinne; er versteht darunter hauptsächlich die angeborene Gabe, wenn er auch an manchen Stellen dem gewöhnlichen Gebrauch sich nähert, was freilich die Einheit des Gedichtes stört. Das Höchste, was dem Menschen beschieden ist, erlangt er durch die Gunst der Götter (V. 1—14). Diese theilen alle ihre Gaben nach bloßer Neigung unter die Menschen aus (V. 15—22); zwingen lassen sie sich nicht, dagegen stehen sie mit ihrer Huld wunderbar allen zur Seite, denen sie gewogen sind (V 23—36). Dem Beglückten gereicht es nicht zum Vorwurf, daß ihn die Götter lieben, er verliert dadurch nichts an seiner Herrlichkeit (V 37—46); und auch **wir** müssen uns dieser Gunst der Götter freuen, wodurch uns ein solcher Genuß zu Theil, eine so hohe Vollendung möglich wird (V. 47—54), welche beide nur die Gunst der Götter uns gewähren kann (V. 55—66). So ist die hohe Bedeutung des Glückes, das uns allein

den herrlichsten Genuß verleiht, indem es seine Günstlinge begnadet, in lebendigster Darstellung hervorgetreten. Nicht die äußern Glücksgaben liegen dem Dichter hier zunächst im Sinne, sondern Heldenkraft, Schönheit und Dichtung, und letztere ganz besonders. Die Darstellung ist schwungvoll und schwelgt fast im Gebrauch mythologischer Bilder; reines, aus der Tiefe der Seele sprechendes Gemüth vermissen wir bei allem reichen Glanze und bei aller Pracht der Bilder. Der Dichter hatte gezweifelt, ob er ein solches hymnusartige Gedicht in Distichen schreiben dürfe; dieses Versmaß aber entspricht jeder aus dem äußern Leben entspringenden Stimmung, und unserm Gedichte liegt ja die allgemeine Klage über das Glück zu Grunde, deren Ungerechtigkeit dem Dichter aufgegangen ist.

V. 1—14. Das Höchste, was dem Menschen beschieden ist, erlangt er durch die Gunst der Götter. — V. 1—4. Glücklich ist der Mann, dem die Götter bei der Geburt ihre Gaben verliehen haben.*) Dem Dichter schwebt hier des Horaz Ode an Melpomene (IV, 3) vor, wohl auch Klopstocks Nachahmung derselben, der Lehrling der Griechen. — Selig, wie Horaz die berühmte zweite Epode beginnt: Beatus ille. — Die gnädigen, gnädig. — Vor der Geburt schon. Richtiger Klopstock „als er geboren ward". Statt den gnädigen Blick der Götter zu nennen, führt Schiller alle in lebendiger Handlung vor. Venus, als Göttin der Schönheit, läßt er sonderbarer Weise das Kind wiegen; Phöbus weiht hier den Dichter, Hermes den Redner,

---

*) Goethes Tasso:

> Doch haben alle Götter sich versammelt,
> Geschenke seiner Wiege darzubringen,
> Die Grazien sind leider ausgeblieben.

Zeus den Herrscher. Bei den drei Göttern wählt der Dichter ein sinnbildliches Zeichen ihrer Wirkung. Vorbergers Ansicht, dem Dichter schwebe hierbei sein Freund Goethe vor, läßt sich nicht durch Schillers Aeußerung vom Jahre 1789 stützen, wie leicht Goethes Genie von seinem Schicksal getragen werde. — V. 5—8. Ein solcher ist des höchsten Erfolges sicher; ohne Mühe fällt es ihm zu. — V. 5 f. Er hat das höchste Glück erlangt, da der Sieg ihm schon bei der Geburt verliehen wurde. Das letztere drückt der Dichter dadurch aus, daß er schon den Siegeskranz auf seinem Haupte oder, wie die Alten sagten, auf seinen Schläfen sieht.— V. 7 f. Die höchste Vollendung ist ihm zugedacht.*) — Das volle Leben, die größte Vollkommenheit. — Gerechnet, zugerechnet, bestimmt. — Charis (vgl. Ged. 29 Str 5[a]), hier die höchste Vollendung, welche allem erst den wahren Reiz verleiht. Vgl. V. 11. In anderer Weise sagt Goethes Tasso, die Grazien seien bei Antonios Wiege ausgeblieben. — V. 9—12. Freilich ist derjenige hoch zu achten, der durch eigene Kraft aus ungünstigen Verhältnissen sich emporschwingt, aber nimmer wird ein solcher die ihm vom Glücke verweigerte höchste Vollendung erreichen. — V. 9. Bildner (vgl. zu Ged. 72 Str. 17, 7) und Schöpfer, insofern er alles durch eigenes muthiges Streben (V. 12), durch innere Tüchtigkeit (V. 10) erlangt hat. Schöpfer erklärt Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde „Selbsturheber seines Zustandes“, aber dort setzt er den Menschen dem Thiere

*) V. 5 f. stehen ist ihm, sind ihm. V. 7 beginnt im Musenalmanach: „Eh' er es lebte, ist ihm“. Die Veränderung ist bloß durch das Streben nach Abwechslung veranlaßt. V. 8 beginnt eh' er; jetzt ist der doppelte Gleichklang vermieden. Der Hiatus lebte, ist war kaum dem Dichter anstößig; mied er ja nicht Höchste, es (V. 14), wie in (V. 16). Humboldt hatte ihn sonst auf solche Mängel aufmerksam gemacht.

als einem Geschöpfe, einem bloß organischen Wesen, entgegen. — V. 10. Die Parze, sein Geschick, das ihm das Glück, die angeborene Gabe, versagte. Vgl. Ged. 111, 4. — V. 11. Die Charis erscheint hier als die Glücksgöttin, insofern die höchste Vollendung nur der angeborenen, vom Glücke verliehenen Gabe zu Theil wird. — V. 13 f. Der ernste Wille gibt dem Menschen Würde, er kann sich dadurch gegen alles seiner Unwürdige sichern, aber die angeborene Gabe verleihen nur die Götter. — Alles Höchste, die Vollendung in allen Dingen. Vgl. Ged. 115. — Frei, von selbst, ohne Mühe. Vgl. zu Ged. 35 Str. 2, 7 f.

V. 15—22. Nach bloßer Neigung theilen die Götter ihre Gaben aus. Diese Ausführung ist durch frei (V. 14) eingeleitet. — V. 15 f. Wie die Geliebte dich liebt, nach bloßer Gunst, wie es V. 16 ausführt. — In Jupiters Reich, bei den Göttern. Störend ist, daß die Liebe hier als Amors Reich bezeichnet wird, da Amor ja selbst zu den Göttern gehört. Vgl. V. 32. — V. 17—22 führen aus, was die Götter besonders anzieht, wobei der Dichter freilich mit dem Anfang in Widerspruch geräth, wo er alles Höchste als angeboren bezeichnet; hier wie im folgenden nähert er sich dem gewöhnlichen Begriffe von Glück. — V. 17 f. Sie lieben die frohe Jugend. — Grünend, blühend, frisch. Luther übersetzt Hiob 33, 25: „Sein Fleisch grüne wie in der Jugend." Vgl. Ged. 72 Str. 6, 30. — Lockigte (vgl. zu Ged. 56 Str. 2, 8) Scheitel. Es schwebt wohl Goethes Gedicht das Göttliche vor, wo es Str. 5 heißt: „Auch so das Glück Tappt unter die Menge, Faßt bald des Knaben Lockige Unschuld, Bald auch den kahlen Schuldigen Scheitel." Eine rechte Beziehung fehlt diesen Versen; vom Liebesglück könnte man dies eher sagen. — Die Fröhlichen. Vgl. Ged. 69 Str. 1. — V. 19—22. Sie lieben die Einfalt; dieser theilen sie ihre Gaben

mit. Auch hier vermißt man eine rechte Beziehung; denn daß die Einfalt das Richtige ahnungsvoll ergreife (Ged. 100 Str. 3, 5 f.), kann ebenso wenig gemeint sein als „die köstliche Unschuld" des aus sich schöpfenden Dichtergenius (Ged. 98, 45). Daß die Götter nur dem Blinden sich offenbaren, ist ein überstarker Ausdruck. — V. 19 f. wären wohl zu entbehren, da sie auf andere Weise ganz dasselbe sagen, wie die beiden folgenden Verse. Die Einfalt macht die Seele kindlich. — Bescheidne, anspruchslose. — Göttliches, Herrliches. Der Ausdruck ist anstößig, weil gerade von den Göttern die Rede ist.

V. 23—36. Zwingen lassen die Götter sich nicht, dagegen stehen sie allen wunderbar zur Seite, denen sie gewogen sind. — V. 23 f. Ungehofft, unverhofft. — Und, vom Gegensatze, wie Ged. 68 Str. 2, 3.*) — Herab, vom Olymp. Daß die indischen Büßer die Götter durch ihre starken Bußübungen vom Himmel herabzwingen können, war Schiller wohl noch unbekannt. Wie wunderbar sich die Götter ihrer Lieblinge annehmen, führt das Folgende aus. — V. 25 f. Nach reiner Gunst wählt er. Der Vater der Götter und Menschen, nach dem homerischen πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε, das Voß übersetzt „der Menschen und Ewigen Vater". Das Beispiel von der wunderbaren Entführung des Ganymed (vgl. Goethes Ode dieses Namens) tritt in den Hauptsatz ein; eine sonstige Beziehung liegt nicht im Vergleiche. — Trägt, läßt tragen. Führt wäre wohl weniger kühn.**) — V. 27—29. Blind greift er unter die Menge, um seine höchsten Gaben einem zu verleihen. Vgl. die zu V. 17 f. angeführten Verse Goethes. — Eigenwillen, von

*) Das Komma nach da steht mit Recht noch in den Gedichten.

**) Noch in der ersten Ausgabe der Gedichte schloß V. 26 zu himmlischen Höhn.

der unschädlichen Willkür der Launen. — Welches. Das Uebergreifen aus dem Hexameter in den Pentameter findet sich auch bei den Alten. — Gefüllet, unberechtigte Dehnung, wie empfänget Ged. 99, 10. — Statt der verliehenen Dichtergabe und Herrschaft werden Lorbeerkranz und Diadem genannt, die Zeus selbst um des Erwählten Haupt windet, wie in der alten Kunst häufig die Siegesgöttin Nike den Sieger kränzt. — V. 30. Zeus selbst hat nur durch Glück die Herrschaft gewonnen, da er vom Tode gerettet ward, seinen Vater stürzte und die Titanen besiegte. Daran, daß ihm beim Loosen mit seinen Brüdern der Himmel zufiel, ist wohl nicht zu denken. Die Erwähnung ist hier überhaupt wenig passend. — V. 31—36 fügen andere Gaben des Glücks zu den beiden von V. 27 an beispielsweise genannten hinzu. — V. 31 deutet auf den Sieg im Wettkampfe bei den großen griechischen Kampfspielen. Apollon, der in anderer Beziehung schon V. 3 erschien, heißt bei den Alten von seinem Sitze zu Python (Delphi) der pythische. Schiller nennt ihn den pythischen Sieger als Ueberwinder des zu Python hausenden gleichnamigen Drachens, und er macht ihn als solchen zum Gotte aller Sieger, ohne wohl an seine Gründung der pythischen Spiele zu denken. Dem Sieger läßt er ihn voranschreiten, wie sonst die Siegesgöttin diesen geleitet. — V. 32. Amor, der dem Siegenden Liebe verleiht, wird als lächelnder Gott bezeichnet, im Gegensatz zum ernsten Apollon. Oben V. 16 ward er den olympischen Göttern fast entgegengesetzt. — V. 34. Die besondere Beziehung auf Cäsar ist störend. Bekannt ist die Erzählung, daß Cäsar, der unbekannt ein Schiff bestiegen hatte, als die Schiffer des Sturmes wegen ans Land zurückkehren wollten, sich zu erkennen gab und zum Steuermann, dessen Hand ergreifend, sprach: „Auf, mein Bester! du fährst den Cäsar und Cäsars dich geleitendes Glück.“ Plut. Caes. 38. —

V. 35 f. Vor dem Glücklichen beugen sich auch die wilden Thiere. Bei dem Löwen schwebt die Geschichte von Androkles oder Androklus vor, der einem Löwen vorgeworfen wurde; da dieses aber derselbe Löwe war, dem er früher einmal einen Splitter aus dem Fuße gezogen, so erkannte dieser ihn und legte sich freundlich schmeichelnd zu seinen Füßen. Vgl. Aelian. Hist. Anim. VII, 48. Beim Delphin schwebt die Rettung des Arion vor (Her. I, 24), die A. W. Schlegel zu einer im vorigen Musenalmanach abgedruckten Romanze bearbeitet hatte. Delphin steht gegen allen Gebrauch hier sächlich. Das Wort ist jambisch, wird aber hier trochäisch gemessen, wie auch bei Hölderlin, Tieck, Platen, Rückert u. a. — Brausend bezieht sich auf das mondförmige Spritzloch am Hinterkopfe, aus welchem die Delphine, besonders die großen, die man davon Blaser (souffleurs) nennt, Wasser in die Höhe blasen, wie auch die Wallfische; das Geräusch davon gleicht bei den Delphinen einem Rucksen, bei den Wallfischen einem Brausen. Vgl. zu Ged. 57 Str. 10, 1. Daß Arion durch die Macht der Töne den Delphin anzieht, konnte Schiller nicht benutzen.*) — Das auf V. 36 ursprünglich folgende Distichon:

Ein geborener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nahn, wie ein unsterblicher Gott,

ist erst in der zweiten Ausgabe der Gedichte weggefallen. Der Gedanke, daß alles Schöne, sobald es erscheint, die Herzen ge-

*) Ursprünglich bezogen sich beide Verse ganz auf Arion; denn V. 35 begann: „Ihm gehorchen die wilden Gemüther". Unter den wilden Gemüthern sind die Schiffer verstanden, die dem Arion gestatteten, ehe er sich ins Meer stürzte, noch einmal ein Lied zur Zither zu singen. Dieses auch als besondere Gabe des Glückes darzustellen schien dem Dichter später doch bedenklich.

winnt, ist hier fremdartig: er schließt weder ab, noch beginnt er einen neuen Abschnitt; auch ist der Ausdruck matt.

V. 37—46. Dem Beglückten gereicht es nicht zum Vorwurf, daß ihn die Götter lieben; er verliert dadurch nichts an seiner Herrlichkeit, vielmehr gereicht dies ihm zur Ehre. — V. 37 f. Es ziemt sich nicht, dem Glücklichen sein Glück zum Vorwurf zu machen. Dem Dichter schwebt der Zweikampf des Menelaos mit Paris vor (Ilias III, 346 ff.). Menelaos hat den Paris beim Helm ergriffen; Aphrodite löst das Band des Helmes, so daß dieser ihm denselben vom Haupte reißt. Als aber Menelaos noch einmal anstürmt, entrückt sie den Paris,

Sonder Müh als Göttin, und hüllt in Nebel ihn ringsher.

Daß Aphrodite den Blick des Menelaos umnebelt habe, sagt Homer nicht. Das Beispiel paßt nicht recht, da es sich hier von keinem Sieg durch Göttergunst handelt, sondern nur von einer Rettung. — V. 39 f. bilden einen wenig passenden Zusatz, besonders da das Beneiden im Grunde eben so wenig sich ziemt als das Zürnen. Der Dichter deutet auf den Liebesgenuß hin, den die Göttin dem Paris bereitete, wogegen sie dem Menelaos seine Gattin entführte. Die lächelnde, wie Aphrodite bei Homer φιλομμειδής heißt, das Voß holdanlächelnd übersetzt. Hier ist die Bezeichnung etwas anstößig, da V. 32 Amor „der lächelnde Gott" hieß. — Nacht, nach homerischem Gebrauche vom Dunkel, wie in der Jungfrau V, 14 der König sagt: „Unser Auge war mit Nacht bedeckt." — V. 41—46. Achill verliert nichts an seiner Herrlichkeit dadurch, daß die Götter ihn begünstigten. — V. 41. Statt Achilles sollte es Achilleus heißen, da hier auch bei Hephästos die griechische Form gewählt ist. — V. 42.

Ueber den Schild vgl. zu Ged. 47 Str. 4. Nach dem Schilde machte Hephästos auch Harnisch, Helm und Schienen; des Schwertes wird hier (XVIII, 610 ff. vgl. 458 ff.) nicht gedacht, erst XIX, 372 f. — Verderblich. Bei Homer heißt das Schwert meist mächtig, spitz, goldbeschlagen. — V. 43. Sich bewegt, in Bewegung war. Die Götter selbst geriethen darüber in Streit. — V. 45 f. Zeus versprach der Thetis, ihrem Sohn Achilleus, den Agamemnon beleidigt hatte, so lange Ruhm zu geben und den Troern Sieg zu verleihen, „bis die Achäer ihren Sohn geehrt und hoch ihn mit Ehren verherrlicht". Im Anfange der Ilias heißt es (nach Voß), der Zorn des Achilleus habe „viel tapfere Seelen der Heldensöhne znm Aïs (?) gesandt". Schiller bedient sich der römischen Bezeichnung. Die beiden auf Hektor bezüglichen Verse:

Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten; denn ihm waren die Götter ntcht hold

(vgl. Ged. 52 Str. 10), hat Schiller mit Recht schon in der ersten Ausgabe der Gedichte gestrichen; die Hervorhebung des Falles von Hektor durch Achilleus ist hier nicht an der Stelle, abgesehen davon, daß ja auch Hektor den Göttern nicht verhaßt, sondern von ihnen geliebt war (Ilias XXIV, 66 f.). — Fromme, eben weil er die Seinen schützte, nicht wegen seiner den Göttern dargebrachten Opfer, deren auch die Ilias (XXIV, 33 ff. 68 f.) gedenkt. — Dem Beglückten. Der Dativ steht hier sehr kühn. Der begründende Satz ist sehr matt.

V. 47—54. Wir müssen uns vielmehr der Gunst freuen, welche die Götter ihnen gewähren, da uns dadurch ein hoher Genuß zu Theil wird. Absichtlich bedient sich der Dichter derselben Wendung, wie V. 37, nennt aber, wie

dort beispielsweise den Sieg, so hier zuerst die Schönheit als Göttergabe, dann die Dichtkunst. — V. 47 f. Der Schönheit in konkretem Sinne, wie auch Liebe steht. Venus, als Göttin des Reizes, verleiht Anmuth den Blumen wie den Menschen. Die Lilie wird ähnlich auch in der Bibel genannt. — Geschenk, von der Gunst, durch die sie mit ihrem Reize begabt hat. In der Klage der Ceres läßt Schiller die Blumen von der Ceres mit aller Farbenpracht ausstatten. — V. 49 f. Der Gegensatz zwischen glücklich und beglückt ist ganz willkürlich, wie V. 54 der zwischen glücklich und selig. Beide sind glücklich, der eine, weil er schön ist, der andere, weil ihm der Anblick der Schönheit zu Theil wird. — Zu entzücket ist ohne Verdienst zu ergänzen. — V. 51. Vom Himmel herabkommt, von den Göttern verliehen wird. Vgl. Ged. 43 Str. 4, 1. — V. 52. Die Muse lehrt den Sänger den Gesang, nach Odyssee VIII, 480 f. — V. 53. Er staunt ihn wie einen Gott an. So scheint dem Telemach der weise Nestor ein Gott zu sein (Odyssee III, 246).

V. 55—66. Den höchsten Genuß, wie die höchste Vollendung, kann uns eben nur die Gunst der Götter, das Glück gewähren. — V. 55—58 beziehen sich auf den Genuß. — V. 55 f. Bei gewöhnlichen Dingen kann man den Lohn nach der Mühe bestimmen. — Themis. Vgl. zu Ged. 54 Str. 15, 3. — V. 57 f. Aber der höchste Genuß wird nicht durch Verdienst, sondern durch die Gnade der Gottheit uns zu Theil; nur ein Wunder kann uns seiner theilhaft machen. Der Ausdruck der Freude wird hier den Wangen, wie sonst der Stirn, den Augen, zugeschrieben. Vgl. Ged. 14 Str. 5. — V. 59—66. Das Höchste beruht auf einer Gabe der Götter, der Mensch kann es nicht durch sich gewinnen. — V. 59—62. Das Höchste wird nicht, wie eine menschliche Schöpfung, sondern es ist gleich voll=

endet da. Vgl. Ged. 43 Str. 6 ff. — V. 60 bezeichnet die mannigfachen Entwicklungen. — V. 61. Das Glückliche, die glückliche Begabung, ähnlich wie der Glückliche V. 37 steht und im Gegensatze dazu V. 47 die Schönheit. Das Schöne geht hier zunächst auf Dichtung und Kunst. — V. 63—66. Jede Schönheit, jeder herrliche Gedanke tritt urplötzlich hervor, was der Dichter bildlich durch die geheimnißvolle Entstehung der Venus und das urplötzliche vollendete Hervortreten der Minerva bezeichnet. Aphrodites Geburt aus dem Meerschaum ist eine Art Mysterium. Vgl. Hes. Theog. 188—202. — V. 63. Irdische Venus, hier von geistiger Schönheit, Dichtung und Kunst: ähnlich wird V. 65 f. angedeutet, daß jeder herrliche Gedanke eine Minerva sei; daher die erste Minerva, wie die erste (Venus) des Himmels. Venus von jeder anmuthigen Erscheinung wie bei den Römern venus geradezu von Anmuth steht, wie das davon hergeleitete venustas. Man weiß, daß die Venus aus dem Meere gestiegen, kennt aber nicht ihren Ursprung.*) — V. 64. Unendlich, homerisches Beiwort (ἀπείρων, ἀπείριτος) von Land und Meer; letzteres heißt sonst bei Homer weit (εὐρύς). Voß übersetzt die Beiwörter nicht genau. Unmöglich kann es darauf gehn, daß man nicht wisse, wo auf dem weiten Raume des Meeres Venus geboren sei. Vgl. Ged. 21 Str. 8. — V. 65 f. Mit der Aegis gerüstet aus des Donnerers Haupt gehört eigentlich in den Vergleichssatz, wie die erste Minerva; im Hauptsatze muß dies natürlich bildlich genommen werden, was aber kaum angeht, am wenigsten bei aus des Donnerers Haupt. Ebenso verhält es sich mit V. 64, wo aus dem unendlichen

---

*) Ursprünglich stand V. 63 steigt statt des wohlklingendern ersteht.

Meer ohne recht anschauliche Beziehung ist, wenn man es freilich auch zur Noth auf die gewöhnliche Mittelmäßigkeit, wie des Donnerers Haupt auf einen begabten Kopf deuten kann. Das letzte Distichon:

> Aber du nennest es Glück, und deiner eigenen Blindheit
> Zeihst du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift,

ließ der Dichter später weg, da es zum Frühern gar nicht paßt; daß es Glück sei, hat er ja zugegeben, ebenso daß der Gott nach Eigenwillen seine Gaben vertheilt. — Es, daß das Höchste auf einmal vollendet erscheint. — Blindheit, da du dies nicht erfassen kannst. — Zeihst du, indem du ihm vorwirfst, daß er keine Einsicht zeige, da er an Unwürdige seine Gaben verleihe. — Verwegen, da du über die Gottheit dir kein Urtheil anmaßen solltest. — Schiller mußte aber nicht bloß dieses, sondern auch die beiden vorhergehenden Distichen streichen. Seltsamer Weise übersah er, daß aber hier den Gegensatz zu den beiden vorhergehenden, als Vordersatz stehenden Distichen bildet, gerade wie V. 57 und 61 zu den einzelnen Distichen.*) Mit V. 62, ja schon mit V. 58, schlösse das Gedicht passend ab.

*) Nach V. 66 hatte der Musenalmanach bloßes Komma, wie nach V. 56, 60 und 64.

98. Der Genius.

Mit dem Briefe vom 21. August 1795 sandte Schiller das ursprünglich Natur und Schule überschriebene Gedicht an Humboldt, der es bei aller Anerkennung des Dichterischen zu scharf auf den Gedanken gerichtet fand, so daß die Einbildungskraft auf eine dem Verstande ähnliche Weise zu wirken bestimmt werde. Vgl. Band I, 127. 129. Körner erklärte es für seinen Liebling. „Gedanke, Vortrag, Anordnung, alles gibt mir den höchsten Grad von Befriedigung. Der Versbau hat eine Pracht und einen Wohlklang, dergleichen ich noch nie in einer Elegie gefunden habe. Nur selten ist Goethe etwas Aehnliches gelungen.“ Und doch sah Schiller durch Humboldt, der ihm wegen der Hexameter und Pentameter das Gewissen geschärft hatte, sich veranlaßt, in dem seines Gehaltes wegen für die Horen bestimmten Gedichte, ehe er es am 4. September zum Drucke absandte, einige Veränderungen des Silbenmaßes wegen vorzunehmen (Humboldts Ausstellungen hatte er am 2. erhalten) und noch einige andere am 7. nachzuschicken. „Ich muß Sie bitten“, schrieb er am letztern Tage an Cotta, „in Natur und Schule die Veränderungen vorzunehmen, die hier folgen. Sollte das Stück schon abgedruckt sein, so müßten Cartons gemacht werden, versteht sich auf meine Kosten. Es liegt mir allzuviel daran, jene Nachlässigkeiten im Silbenmaß zu verbessern, da Herr Voß sich einbildet, er könne allein Hexameter machen.“ A. W. Schlegel meinte in seiner höchst bedeutenden Beurtheilung der Horen, es sei schwer zu entscheiden, ob das Gedicht mehr das Gefühl, als dichterische Darstellung, oder den Kopf, als Auflösung eines

philosophischen Problems, beschäftige. „Ein edler Freund (die Antwort verräth nachher, daß er ein unnachahmlicher Künstler ist) befragt den Dichter über den Werth des wissenschaftlichen Ergründens der menschlichen Anlagen und Kräfte für ihren besten und richtigsten Gebrauch sowohl überhaupt als in Bezug auf sich selbst insbesondere. Dieser gibt darauf zur Antwort: das goldene Zeitalter, wo die Leitung des natürlichen, unentwickelten Gefühls hinreichte, um seine Bestimmung vollkommen zu erfüllen, sei dahin; jetzt müsse angestrengtes Denken über das Verborgenste und Unsinnlichste im Menschen ihm erst den Weg zur höchsten Ausbildung bahnen; und nur der sei dieses allgemeinen Gesetzes überhoben, der, wie der fragende Freund, das goldene Zeitalter noch jetzt in seinem eigenen Busen trage. Das erhabene Unbewußtsein, welches sowohl die freieste Seelengröße als den selbständigsten Genius begleitet und der vollendende Zug ihrer Göttlichkeit ist, wird hinreißend schön (am Schlusse) geschildert." Schlegel bemerkt weiter: „Es gibt Beschäftigungen des Kopfes, die unleugbar etwas Ertödtendes an sich haben: warum soll sich gerade derjenige ihnen unterziehen, der am meisten dabei einzubüßen hat? Nur aus innerer Harmonie können harmonische äußere Wirkungen hervorgehn; und kann es für die, welchen sie vollkommen angeboren ist, als allgemeine Regel gelten: sie sollen ihren Verstand bis an die Grenze des abstrakten Wissens treiben? Ist nicht vielmehr für jeden, nach der besondern Mischung seiner Anlagen, eine andere Vorschrift der Ausbildung nöthig? Der Günstling der Natur hüte sich, ihr das Geheimniß dessen, was sie für ihn that, mit allzu beharrlich dringender Verwegenheit abzufordern. Ein seltenes, fast beispielloses Gelingen darf nicht zum Beispiele werden. Wenn aber wirklich einmal ein hoher Dichtergeist das gefährliche Abenteuer bestanden hat, sich deutlich

zu erkennen; wenn er bald als zergliedernder Denker, bald als beseelender Künstler Bewunderung erregt; wenn er „erhalten aus dem modrigen Grabe zurückkommt und Trost für die Lebenden von den Mumien herbringt“: wer wird ihn nicht froh und dankbar begrüßen?“ Schlegel hat hier das Gedicht zunächst auf die Dichtkunst bezogen und nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit Schillers Verbindung von philosophischer Forschung mit blühender Dichtergabe zu feiern. So war das Gedicht freilich anfangs nicht gemeint, aber der Dichter selbst hat dazu veranlaßt durch den nachträglich hinzugefügten Schluß. An Humboldt schreibt er am 7. September, er habe „am Ende noch einige nöthige Distichen eingeschoben“. Dieser lobte, als er das Gedicht in den Horen las, den neuen Schluß; „das Hinzugekommene“ habe ihm sehr gefallen, besonders V. 54. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Gedicht ursprünglich mit V. 48 abschloß. Was weiter folgt, paßt nicht zur ursprünglichen Anlage; denn bis dahin ist nur vom sittlichen Handeln und dem darauf beruhenden Seelenfrieden (V. 3 f. 14. 23 f. 39, 47 f.) die Rede, nicht von einer künstlerischen und dichterischen Wirkung auf die Welt Es galt dem Dichter, die Stimme der unverfälschten Natur als keiner philosophischen Sittenlehre bedürftig darzustellen. Diese Stimme der Natur spricht auch freilich im Künstler und Dichter, sie ist dessen Genius; aber diese bestimmte Beschränkung auf den Künstler und Dichter ist dem Gedichte völlig fremd, das sonst keine Spur zeigt, daß der Fragende ein Künstler oder Dichter sei, so daß der Befragte von selbst darauf geführt würde. Der Schluß stört völlig die Einheit des Gedichtes. Schiller selbst war sich später über den eigentlichen Sinn desselben so wenig mehr klar, daß er die frühere Ueberschrift Natur und Schule in die jetzige verwandelte, auch die beiden auf jenen zurückkehrenden Schlußverse

wegließ. Sonst hat er außer geringern Aenderungen nur einmal ein Distichon weggelassen und einmal vier Disticha in zwei zusammengeschmolzen. Philosophische Tiefe hat das Gedicht nicht. Schiller hat nur den Gedanken, daß der gesunde Sinn keiner philosophischen Sittenlehre bedarf, dichterisch belebt. Die gewählte Form von Frage und Antwort, wie in Ged. 87, ist gerade nicht besonders künstlerisch; Schiller nahm sie aus der epigrammatischen Dichtung, in welcher sie aber nur bei kürzerer Fassung an der Stelle ist, nicht bei einer solchen eingehenden Ausführung. In wirklicher lyrischer Form würde die Darstellung des Gedankens viel wirkungsvoller, freilich aber auch die Erfindung einer passenden künstlichen Form schwieriger gewesen sein. Uebrigens tritt die Person des Fragenden so wenig als die des Antwortenden irgend klar hervor.

V. 1—14. Frage an den mit der philosophischen Sittenlehre vertrauten Freund. — V. 1—8. Ist die Behauptung der Meister und Jünger der Weltweisheit wahr, daß man nur nach ihrer Lehre recht handeln und glücklich sein, daß die Stimme der Natur der Schule nicht entrathen könne? — V. 1. Höchst anstößig ist sprichst du. Der Dichter mußte ohne weiteres Frage und Antwort nebeneinander stellen, nicht den Antwortenden die gestellte Frage wiederholen lassen. — Glaub' ich, soll ich glauben. — Dem Wort, der Lehre. So spricht Schiller (über Anmuth und Würde) von dem „schulgerechten Zögling der Sittenlehre, so wie des Meisters Wort ihn fordert". Was er darunter verstehe, zeigen V. 3—6.*) — V. 2. Es schwebt

*) V. 1 begann früher: „Ist es denn wahr, sprichst du, was". Die Aenderung dürfte kaum als Verbesserung gelten. Warum schrieb Schiller nicht Soll (oder muß) ich glauben dem Wort?

das Horazische iurare in verba magistri oder das Wort des Mephistopheles an den Schüler vor:

> Am besten ists auch hier, wenn ihr nur einen hört
> Und auf des Meisters Worte schwört. — *)

V. 3 f. Zuerst wird der wahre Friede als Streben des Fragenden bezeichnet, dann in näherer Bestimmung Glück und Recht. Man erwartete statt Glück eher Wahrheit, wie V. 14. Das Bild von dem Unterbau (vgl. Ged. 56 Str. 11, 2) ist etwas wunderlich, soll aber wohl die Abneigung des Fragenden kennzeichnen. — V. 5. Warum wird der Trieb bloß als leise (sanft) warnend bezeichnet? Mahnt würde bezeichnender sein, doch steht V. 38 ganz in gleicher Weise Warnung.**) — V. 7. Ewige, von der Natur von Anfang an in die Seele des Menschen geschrieben. So heißt alles, was die Natur geschaffen hat, wie Himmel, Sterne, Erde. — V. 8. Gefäß, worin der Geist aufbewahrt wird. Vgl. Ged. 124. Zwang oder ein ähnliches Wort würde treffender sein. — Bindet, verschlossen hält. Vgl. Ged. 101 Str. 4, 5 f. — Flüchtigen. Man erwartete eher freien, was der Vers nicht zuließ. Der Geist, von dem hier die Rede ist, die Stimme der Natur, ist nichts weniger als flüchtig. Auch hier spricht sich der Widerwille des Fragenden gegen die Schule aus, noch mehr im folgenden. — V. 9—12. Beantworte mir diese Frage; denn du hast dich in diese Lehre versenkt, ohne dadurch der Natur entfremdet worden zu sein.

---

*) Ursprünglich stand in diesem Verse statt sicher und als Daktylus nachspricht der, was Humboldt tadelte. Vielleicht steht aber in dessen Brief vom 21. August der irrig statt und.

**) Schiller hatte früher mißtrauen, der gesetzt. „Das Relativum soll doch wohl lang sein", bemerkte Humboldt, „obgleich es Voß sehr oft kurz hat. Ebenso haben Sie es noch ein paarmal in demselben Gedicht."

Der Dichter deutet an, weshalb der Fragende sich gerade an den Angeredeten wendet. — Diese Tiefen*), die Lehre der Schule, welche diese für tief eindringend hält; ihm selbst kommt sie wie ein modrigtes Grab vor, ihre Sprache wie eine Gruft dunkler Wörter, die Formeln als Mumien, denen der beseelende Odem fehlt. — Der Lebenden Trost, Trost, Hülfe für das wirkliche Leben. — V. 13 f. Wie sehr mich auch die Schule anwidert, ich will mich ihr hingeben, wenn man ohne sie nicht den wahren Lebenszweck erreicht. — Nächtlich, in Dunkel gehüllt, im Gegensatz zum frischen Leben. — Führt er, wozu allein gedacht wird. Schiller hatte früher den Pentameter geschlossen „ist dieses einzige Noth", worin Humboldt den Daktylus ist dieses tadelte.

V. 15—54. Erwiederung. Der Freund stellt die Nothwendigkeit der Schule für unsere Zeit dar, welcher der natürliche Sinn meist geschwunden sei, dagegen preist er diejenigen, in welchen, wie es beim Fragenden der Fall zu sein scheine, die unverfälschte Stimme der Natur sich erhalten hat, da diese sicherer als alle Schulweisheit uns leite.

V. 15—28. Einst sprach die reine Stimme der Natur mächtig in allen Menschen. — V. 15. Du kennst doch die goldene Zeit? Du hast von ihr vernommen? — Es haben, statt relativer Anknüpfung. — V. 16. Manche Sage, einzelne Züge. — Rührend und kindlich; das letztere als Grund des erstern. Kindlich von der natürlichen Einfalt. Vgl. Ged. 97, 21.**). Man darf rührend und kindlich nicht auf Sage beziehen. Bei den Dichtern schweben besonders Hesiod und Ovid

*) Tiefe hat erst Körner hereingebracht.

**) Statt kindlich stand ursprünglich einfach.

vor, kaum Aratus und Tasso, eher die goethesche Stelle im Tasso (II, 1). Vgl. Ged. 47 Str. 6. V. — 17—25. Beschreibung der goldenen Zeit. — V. 17. Jene Zeit, kennst du doch? — Das Heilige die Gottheit, wie heilig bei Schiller mehrfach statt göttlich steht. Die Götter mischten sich damals noch unter die Menschen.*) — Gewandelt, wie Piccolomini III, 4: „Die sonst im Leben freundlich mitgewandelt.“ Den Gebrauch des unpassenden Perfektums statt des Imperfektums (vgl. V. 24) hier und V. 22 hat bloß der Vers veranlaßt. — V. 18. Da noch das Gefühl in reiner Fülle herrschte. Zu bewahrt ist hatte zu ergänzen.**) — V. 19—22. Da noch die Nothwendigkeit, welche das Weltall lenkt, auch in der Brust des Menschen waltete und sein Handeln bestimmte. — Im Sonnenlauf. Vgl. Ged. 5 Str. 1—4. 14 Str. 1 f. 29 Str. 4. Sonnenlauf ist ein etwas harter Daktylus. — Den hüpfenden Punkt, das punctum saliens, den Keim. — V. 21. Still, im Verborgenen wirkend. — Stetig, gleich, das überall durchgeht und sich gleich bleibt.***) — V. 22. Freiere, als die sonstigen Geschöpfe, da er zur Freiheit bestimmt war, eine Andeutung, die hier weniger passend scheint. — V. 23 f. Da der Sinn des Menschen ihn noch nicht auf Abwege führte. Ovid sagt vom goldenen Zeitalter, es habe „ohne Gesetz“ freiwillig Treue und Gerechtigkeit

---

*) Statt im Leben hatte Schiller ursprünglich in der Menschheit geschrieben, was den Gegensatz schärfer bezeichnete. Erst in der zweiten Ausgabe der Gedichte änderte er.

**) Noch in der zweiten Ausgabe der Gedichte stand der Instinkt statt das Gefühl.

***) Durch den Zusatz des noch vor der Nothwendigkeit am Anfang hat der Dichter den ursprünglich lahm anlautenden Vers verbessert und deutlicher auf V. 19 zurückgewiesen.

gepflegt. Hart ist irrend der Sinn, wofür irrte der Sinn sich leicht darbot.*) — V. 25—28. Da bedurfte man keiner philosophischen Sittenlehre. — V. 25. Es gab keinen Unterschied zwischen Eingeweihten und Uneingeweihten, man hatte keine Geheimlehre. Die Bezeichnung Profaner (profanus, ἀμύητος) sähe man gern entfernt, auch das übelklingende kein Eingeweihter (⏑—⏑—⏑). — V. 26. Was. Eigentlich sollte es heißen, „da man alles lebendig empfand, so brauchte man nicht u. s. w." — Bei Todten, in Geheimlehren, mit Bezug auf V. 19 f. — V. 27 f. Jeder vernahm und befolgte im Leben das Gesetz der Nothwendigkeit (V. 21), ohne dessen Grund zu ahnen. Statt das zweite als Gegensatz (obgleich) darzustellen, tritt es ganz gleichartig neben das erste**) — Belebend, im Gegensatz zur leblosen philosophischen Lehre, dem kategorischen Imperativ Kants (V. 47), dem Herder im folgenden Musenalmanach in dem Gedichte Verschiedene Weise der Moral zu Leibe ging.

V. 29—36. Aber diese Stimme ist verstummt; deshalb muß der Forscher sie erst heraufbeschwören. Die Schilderung, wie er dies thut, stellt freilich nichts weniger als anschaulich und wahr die philosophische Spekulation dar. — V. 29. Ist dahin.***) Goethes Tasso klagt: „Die goldne Zeit,

*) Früher lautete V. 23: „Da ein sichres Gefühl noch treu wie am Uhrwerk der Zeiger." Die Veränderung am Schlusse war rein metrisch, die am Anfange dadurch veranlaßt, daß das Wort Gefühl jetzt schon V. 18 angewandt war.

**) Schiller hatte für jegliches Herz das nüchterne alle Welt geschrieben. Humboldt bemerkte dagegen: „Der Trochäus ohne Abschnitt an dieser Stelle macht, dünkt mich, den Vers sehr schleppend. Ich habe es ein paarmal in Ihren Beiträgen (zum Musenalmanach) gefunden."

***) Ursprünglich stand ist nicht mehr, was der Dichter jetzt V. 31 mit

wohin ist sie geflohen?" — Vermessene Willkür, da der Mensch sich seiner Freiheit überließ. Vgl. Ged. 71, 139 ff. V. 30. — Frieden, da bei dem natürlichen Triebe kein Widerstreit bestand.*) Die Natur ist getreu, insofern sie dem Gesetze der Nothwendigkeit folgt. — V. 31 f. Das Gefühl ist entweiht, und die Simme der Natur schweigt. Das Gefühl war früher die Stimme der Götter, ein Orakel oder, wie es Ged. 71, 148 heißt, der Gott. Entweiht und entadelt beziehen sich auf die gierigen, die Reinheit und Würde des Herzens störenden Triebe. Die beiden Verse besagen auf kaum zu billigende Weise ganz dasselbe; sie sind an die Stelle von fünf andern Versen getreten, da der Dichter drei dazwischen liegende Verse unterdrückte, welche die Quelle näher bezeichneten, woran der Forscher jetzt die Stimme der Natur suchen müsse, Verse, die, freilich ohne klare Anschaulichkeit, die Spekulation beschrieben. Die Stelle lautete:

Wolkigt fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
  Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
Dieser Quell**), tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
  Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.***)
Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel.

---

andrer metrischer Messung braucht. Humboldt hatte ist nicht als zwei Kürzen getadelt. Der Anfang des Verses lautete zuerst gleichfalls unprosodisch Aber ach! jene Zeit.

*) Der Vers schloß ursprünglich göttlichen Einklang entweiht. Schiller änderte wohl nur wegen des trochäischen Gebrauches von Einklang.

**) Das ursprüngliche diese Quelle tief hatte Humboldt als unprosodisch getadelt.

***) Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu hüten. Das natürliche Gefühl, „der himmlische Strom", ist durch Schuld getrübt. Aus dem Bild vom Strome geht das vom Quelle hervor.

Der Quell ist versunken, er sprudelt allein noch im Schachte des Verstandes, worein man nur ganz leidenschaftslos hinabsteigen kann; er selbst wird als klar und kühl bezeichnet.*) — V. 33 f. Nur in der Tiefe der Seele findet der Denkende es wieder und verkündet es in geheimnißvollen Worten. Auch hier vermißt man frische Lebendigkeit gar sehr; weshalb der heilige Sinn sich in abstrakte, den gesunden Sinn zurückstoßende Worte hüllen müsse, wird gar nicht angedeutet.**) — V. 35 f. Wer rein sich in die Tiefe der Seele versenkt, dem gelingt es, die Stimme der unverfälschten Natur hier wieder zu finden. — Hier, im innern Selbst. — Reines Herzens, wie gutes Muths, nach Luthers biblischem Gebrauche mit starker Form, während Schiller sonst gegen Luther, Klopstock, Voß u. a. in ähnlichen Fällen die schwache Form hat. Goethe schwankt darin, zieht aber mit Ausnahme der Pronomina, meist die schwache Form vor. Reines Herzens bildet hier den Gegensatz zur gierigen Leidenschaft, welche die Welt beherrscht. Matth. 5, 8: Selig sind, die reines Herzens sind." Schiller braucht es auch in einer unterdrückten Szene des Karlos, wo es heißt: „Wer reines Herzens in diesen Brunnen sich hinunterläßt." — Gibt zurück. Durch sein weises Forschen gewinnt er die uns verloren gegangene Stimme der Natur zurück.

V. 37—48. Lebt noch die Stimme ungetrübt in

*) Der Vers begann früher Das Orakel, was Humboldt tadelte.

**) Zwischen beiden Versen ist ein Vers ausgefallen, der von der Nothwendigkeit wissenschaftlicher Erschließung spricht („Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öffnen"); V. 33 ist mit geringer Aenderung aus einem Pentameter („Nur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist") zum Hexameter geworden, wogegen die umgekehrte Verwandlung von V. 32 (dem oben gegebenen Verse: „Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel") eine völlige Umgestaltung erforderte.

dir, so bedarfst du freilich der Lehre der Schule nicht, du brauchst nur deinem Triebe zu folgen, er wird dich recht führen. Daß dies noch möglich sei, nimmt er trotz der Behauptung, daß diese glückliche Zeit vorüber sei (V. 29 ff.), ohne weiteres an; die Aeußerung und das ganze Wesen des Fragenden drängt ihn dazu. — V. 37. Glücklicher. Die Anrede statt eines adverbialen Zusatzes zum Zeitwort. — V. 38 Fromm, von der Natur uns eingeprägt und noch nicht von der Begierde getrübt. — Instinkts. V. 18 hatte Schiller Instinkt in Gefühl verändert. — Liebende, liebevolle, nicht strafende, wie leise V. 5 steht. — Verwirkt, durch Abirrung vom Rechten, durch Schuld verloren. — V. 39 f. Ist dein Inneres unverdorben und unschuldig, so daß die Wahrheit noch in ihm wirkt. Das Auge als Spiegel der Seele. Von der schönen Seele sagt Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde: „Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen." — Rufen für Ruf*), wie Ged. 62 Str. 3, 3. zu Ged. 59 Str. 19, 6. — V. 41. Hat sich noch kein Zweifel, was du thun sollst, in dir geregt? — V. 42. Auffallend ist die Gewissensfrage nach der Ueberzeugung, ob dies auch in Zukunft der Fall sein werde, zu deren weiterer Ausführung V. 43 f gehören und das schon in der ersten Ausgabe der Gedichte ausgefallene Distichon:

Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einfalt bestricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur? —

V. 43. Werden nie verschiedene Empfindungen in dir miteinander kämpfen? — V. 44. Wird nie leidenschaftliche Begierde die

---

*) Statt ihr Rufen stand früher ihre Stimme.

Stimme der Wahrheit durch Vorspiegelungen trüben? — V. 44*. Wird nie der Spott über deine Zaghaftigkeit dein Gewissen zum Schweigen bringen? Der Witz ist verschlagen, insofern der Spott ein geschicktes Mittel ist, die Schwachen zum Bösen zu verleiten. — V. 44**. Das ewige Steur, die lenkende Stimme, das Orakel (V. 32). Das Distichon ließ der Dichter mit Recht weg, da es das bereits Gesagte in anderer Wendung wiederholt. — V. 45 f. Dann kannst du dich ruhig auf dich verlassen, du bedarfst der Wissenschaft nicht. — Gehe hin, ohne dich an die Schulweisheit zu kehren. — Köstlich, weil sie ein unschätzbares, durch nichts zu ersetzendes Gut ist. — Das Wort Wissenschaft war oben mit dem ganzen Verse, worin es stand, ausgefallen. — Sie lerne von dir! da du ein Beweis bist, was die reine Stimme der Natur vermag. — V. 47 f. Das strenge Sittengesetz, der kategorische Imperativ, ist für dich nicht vorhanden; du brauchst bloß deinem Triebe zu folgen. Vgl. Ged. 189. Ged. 30 Str. 7, 7. — Ehrnem, hartem. Vgl. Ged. 92, 2.*) Schiller sagt in der angeführten Abhandlung, in der kantischen Moralphilosophie sei die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschrecke und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Aszetik die moralische Vollkommenheit zu suchen Schon die imperative Form des Moralgesetzes klage die Menschheit an und erniedrige sie; der Geist des Gesetzes, das mehr durch Furcht als durch Zuversicht leite, sei auster. Vgl. Herders S. 216 genanntes Gedicht. — Was gefällt. Goethes Tasso be-

*) Früher fand sich das in gleicher Weise gebrauchte eisernem. Man kann sehr zweifeln, ob der Vers jetzt durch die zwei aufeinanderfolgenden Trochäen ehrnem Stab den gewonnen habe.

zeichnet als Wahlspruch der goldenen Zeit: „Erlaubt ist, was gefällt."

V. 49—54. Was du bildest und redest, wird mit hinreißender Gewalt die Welt bewegen, ohne daß du selbst dessen Bedeutung ahnst, da es frei und leicht aus deiner Seele fließt. Daß dieser Schluß zum Ganzen nicht passe, ward S. 211 bemerkt. - V. 49. Es ist eine ewige Wahrheit. Ausdruck und Anknüpfung sind hart.*) — Geschlechter, wie Ged. 71, 199. — Nach ergeht hatte die erste Ausgabe der Gedichte ein Komma, das die zweite mit Absicht wegließ. Zu ergeht wird gedacht dadurch, während, wenn man das Komma liest, es zu ergänzen ist, wie auch bei der frühern Fassung zu wird. — V. 50. Bildest, als bildender Künstler. — V. 51. Redest, besonders als Dichter. Vgl. Ged. 40 Str. 4, 4. — Den erstaunten, durch deine Schöpfungen in Erstaunen gesetzten.**) — V. 52. Den Gott, den Genius. — Gebeut, dich zur künstlerischen Schöpfung treibt. In der Abhandlung über Anmuth und Würde bemerkt Schiller: „Die schöne Seele weiß selbst niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln

---

*) Freilich nicht weniger hart war die frühere Fassung des Verses: „Herrschen wird durch die ewige Zeit wie Polyklets Regel", wo der fünfte Fuß durch Schwerfälligkeit und falsche Betonung anstößig ist. Polyklet (*Πολύκλειτος*), der Meister der argivisch-sikyonischen Kunstschule, zeichnete sich durch die reinsten Formen und die ebenmäßigsten Verhältnisse aus; eine seiner Bildsäulen, der sogenannte Speerträger, galt als Regel (Kanon) der Verhältnisse des menschlichen Körpers. Humboldt bemerkte Schiller, den Anapästen Polyklets hätte er sich nicht erlauben dürfen.

**) Auch metrisch war das ursprüngliche die Herzen der Menschen statt den erstaunten Sinn viel schlaffer.

und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, sowie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen." — V. 53. Des Siegels. Siegel (sigilla) oder Schlüssel (claviculae) heißen die Zeichen, bei denen man die Geister mit den zu jedem vorgeschriebenen Worten beschwört. Faust spricht bei der Beschwörung: „So sieh dies Zeichen, dem sie sich beugen, die schwarzen Schaaren!" — V. 54. Eroberte, obgleich du sie dir erobert, sie bezaubert hast. — V. 55 f. In dem später weggefallenen Distichon:

Aber blind err'ngst du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt,

lautete der Hexameter, wie wir aus einem Briefe Humboldts ersehen, früher:

Aber blind gewinnst du den Kranz, den wir sehend verfehlen.

Humboldt tadelte hier den Daktylus Kranz den wir. Aber ist ohne rechte Beziehung, da der Gegensatz schon durch erobert angedeutet ist. Man muß sich eroberte und blind wegdenken, um den Gegensatz zu gewinnen. Im Lichte, trotz unserer Aufklärung. — Für den kindlichen Sinn (vgl. V. 40) steht hier sehr kühn das spielende Kind. Vgl. Ged. 100 Str. 3, 5 f. Schiller ließ das Distichon weg, weil es das schon Gesagte wiederholt, und außer aber ihm auch wohl anderes darin mißfiel.

99. Der philosophische Egoist.

Gleichzeitig mit Ged. 79 am 31. August 1795 an Humboldt gesandt, der darin eine sehr eigene und hohe Schönheit fand. „Die Beschreibung der Mutter und des Säuglings ist überaus zart und lieblich, und die Wendung des Ganzen schön und überraschend." Auch Herder hatte so großes Gefallen an dem ihm mitgetheilten Gedichte, daß er eine Abschrift davon behielt. Dadurch kam es, daß das Gedicht von Herders Gattin diesem zugeschrieben und in dessen Gedichte aufgenommen ward. Ursprünglich für den Musenalmanach bestimmt, wurde es Mitte September dem neunten Hefte der Horen zugewiesen. A. W. Schlegel bemerkte in seiner Anzeige der Horen von diesem und einigen andern kleinen schillerschen Stücken, es würden darin sittliche Verhältnisse des Menschen mit eben so tiefem Blick in sein Inneres als weiter Aussicht in die umgebende Welt gefaßt und ernste Wahrheiten mit der ihnen entsprechenden nachdrücklichen Würde an das Herz gelegt. Leider hat Schiller, als er das Epigramm in den ersten Band seiner Gedichte aufnahm, nur in drei Versen die metrischen Härten getilgt, andere gleich starke sind geblieben.

Das Epigramm trifft diejenigen Jünger der kantischen Philosophie, welche eine völlige Abgeschlossenheit von aller menschlichen Theilnahme als die höchste Stufe der Sittlichkeit betrachteten. Schon in der Abhandlung über Anmuth und Würde tritt Schiller gegen diese Rigoristen auf, die verkennten, daß die menschliche Natur in der Wirklichkeit ein verbundenes Ganzes sei. „Nimmermehr", bemerkt er hier, „kann die Vernunft Affekte

als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt.“ Hier hält er dem philosophischen Egoisten, der kein Bedürfniß des Anschlusses an andere kennt, den offenbaren Willen der Natur entgegen, welche die Geschöpfe zu gegenseitiger Hülfeleistung bestimmt habe, wobei er vom weit ausgeführten Bilde des der Mutter bedürftigen Säuglings und der diesen nähernden Mutter ausgeht. So erscheine die Natur bald empfangend, bald gebend. Diesem großen Naturgesetze wolle sich der Egoist entziehen und für sich allein stehn. Daß die Natur selbst bald gebe, bald empfange, hätte anschaulicher ausgeführt sein sollen. Viel wirksamer wäre das Gedicht, wenn der Dichter gleich vom Bilde des Kindes und der Mutter als einem Beweise gegenseitiger Bedürftigkeit zu seiner Mahnung übergegangen wäre, was Schiller ursprünglich beasichtigt zu haben scheint.

V. 1. Den Säugling. Der bestimmte Artikel veranschaulicht. — V. 2. Von Arme zu Arm kann doch nur bezeichnen sollen, daß die Mutter ihn bald im einen, bald im andern Arme trägt, kaum daß er vom Arme des einen zu dem des andern wandert. — V. 3. Bis ist höchst auffällig, da ja das Kind nicht so lang Säugling bleibt und getragen wird, bis der leidenschaftlich erregte selbstbewußte Jüngling erwacht ist. Mir ergibt sich keine annehmlichere Deutung als Lösung des offenen Widerspruchs. — Nur in V. 5—7 hat der Dichter die metrischen Härten getilgt.*) — Der Ausdruck V. 8 f. ist auch noch jetzt

*) V. 5 lautet im Musenalmanach: „Hast du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde.“ Die letzte nicht durch das Metrum bedingte Aenderung hebt das Bild sehr glücklich. Aus einem Briefe von Schiller an Humboldt vom 7. September, in welchem er bemerkt, eine sei hier besser als die und in ersterer Lesart sei sie lang gebraucht, ergibt sich, daß der Vers ursprünglich begann: „Hast du die Mutter gesehen, wenn sie den Schlummer.“ —

etwas auffallend, besonders das Nähren mit dem eigenen Leben, als ob sie ihr Leben dadurch verkürze (oder sollte es gar das Verzichten auf Lebensgenuß bezeichnen?) und die zitternde Flamme (als ob dem Kinde jeden Augenblick das Lebenslicht auszugehn drohe). — V. 8. Der Vers bezeichnet die selige Lust bei aller Aufopferung. — V. 9. Du lästerst, durch deine starre Theilnahmlosigkeit. Sehr hart ist bald zweimal als Kürze gebraucht. Auch die bestimmte Rückbeziehung auf das ausgeführte Bild dürfte etwas gezwungen sein. — V. 10. Empfänget ist mißbräuchliche Dehnung für empfängt, wie gefället Ged. 97, 28, und die Kürze des zweiten jetzt hart. Schien dem Dichter durch empfängt, jetzt der Vers zu schleppend zu werden? — Durch Bedürfniß, um Bedürfnisse zu schaffen und zu befriedigen. Der Ausdruck ist wunderlich. — V. 11. Selbstgenügsam, indem du an dir genug hast. — Dem Ring, dem von der Natur bestimmten Kreise. — Vertraulichem, engem. — V. 13. Durch dich selber, wozu stehn ergänzt wird, aber im Sinne von bestehn, den es auch V. 14 hat. — Tausch, wechselseitige Mittheilung.*)

V. 6 stand Sorglose für Träumende, V. 7 begann „Nährt mit ihrem eigenen Leben".

*) Der Ausruf „Du armer" steht noch in den Gedichten richtig zwischen zwei Kommata. Auch ist am Ende von V. 12 das ursprüngliche Komma statt des Fragezeichens herzustellen. Seltsam forderte Hoffmeister nach stehn ein Komma.

100. Die Worte des Glaubens.

Das Gedicht fällt in den Mai oder Juni 1792.*) In demselben Versmaße (vgl. zu Ged. 74) hatte Schiller schon das Reiterlied für Wallenstein gedichtet, das er den 8. April an Körner sandte. Diesem fiel gerade an unserm Gedichte, als er es im Musenalmanach neben Goethes Erinnerung las, der Gegensatz zwischen beiden Dichtern lebhaft auf. Vielleicht höre man in Goethe mehr den Dichter, in Schiller mehr den Redner. „Aber alles, was Sprache, Verslaut, Rhythmus und Würde des Tons vermag, um einen Gedanken ohne Beimischung eines sinnlichen Stoffs im glänzendsten Lichte aufzustellen, hast du, däucht mich, geleistet.“ An leuchtender Klarheit und leichtem Flusse möchte doch manches zu vermissen sein.

Kant hatte gelehrt, die Freiheit, die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes seien durch die reine Vernunft gar nicht zu erweisen, wohl aber unabweisbare Forderungen der praktischen Vernuuft. Die Unsterblichkeit hatte er als Forderung der praktischen Vernunft gefunden, indem er von der Tugend ausging und Glückseligkeit in der Tugend als den höchsten Wunsch des Menschen betrachtete. Schiller ward dadurch veranlaßt, die drei Ideen, die als ursprüngliche in der menschlichen Brust liegen, deren der Mensch sich nicht entschlagen kann, so lange er nicht ganz entartet ist, mit bewegtem Gefühle gleichsam als die Grundtöne der menschlichen Seele darzustellen, Freiheit, Tugend und

*) Irrig meint Gödeke, Schiller habe es am 29. April dieses Jahres an den Buchhändler Spener gesandt. Vgl. B. I, 175.

Gott. Wenn er die Unsterblichkeit hier nicht nennt, so liegt diese ihm schon in der Idee der Gottheit, welche der in allem Wechsel beharrende, erhaltende Geist ist. Der Ton des Gedichtes ist der des begeisterten Volkslehrers.

Str. 1. Einleitende Hervorhebung der hohen Bedeutung der drei Ideen. Zunächst werden sie als bedeutungsvoll genannt, dann V. 2—4 ihre allgemeine Verbreitung und ihre Herkunft bezeichnet, so daß sie als Gegenstand des Glaubens erscheinen. — V. 2 tritt selbständig statt relativisch auf. V. 3 f. stehen V. 2 entgegen, V. 4 selbst ist Gegensatz zu V. 3 („sondern nur das Herz u. s. w.").*) Ihre Bedeutung für den Menschen sprechen V. 5 f. aus, die also eine nähere Bestimmung zu inhaltschwer sind.—V. 6 beginnt hier, wie Str. 2 und 4, anapästisch. Hart ist drei als Kürze, auch der Jambus wenn er.

Str. 2—4. Erklärung der drei Worte. — Str. 2. Freiheit steht hier im Sinne von freier Willensbestinmung, die, wie es in den ästhetischen Briefen heißt, dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt und ihm weder gegeben noch genommen werden kann. In diesem Sinne ist der Mensch auch frei, wenn er als Sklave geboren ist, so daß sein Herr über ihn als leibliches Wesen verfügen, ihm jede äußere Gewalt anthun kann. — V. 3 f. Diese Freiheit darf man nicht verwechseln mit jener vorgeblichen Freiheit, der Entfesselung wilder Leidenschaft, die Ged. 71, 141 ff. Ged. 72 Str. 16, 13 ff. so ergreifend geschildert wird. Der Pöbel, der ewig blind ist, schreit nach Freiheit und läßt sich in seiner Verblendung zu den fürchter-

*) Noch die Gedichte haben nach den fünf ersten Versen Kommata Will man ein Semikolon setzen, so ist dies nur nach V. 2, nicht nach V. 3 an der Stelle. Nach V. 4 muß Punkt stehn.

lichsten Greuelthaten hinreißen. — V. 5 f. Vor solchen, ihre Freiheit mißbrauchenden Menschen, dem Volke, das, „zerreißend seine Kette, zur Eigenhülfe schrecklich greift" (Ged. 72 Str. 16, 15 f.), muß man freilich zurückbeben, aber nicht vor dem wahrhaft Freien, der Macht über seine Triebe hat, während jener Sklave der Leidenschaft ist. Auf die wunderlichste Weise hat man die Stelle mißverstanden, indem man unter dem schreienden Pöbel den sinnlichthierischen, unter dem rasenden Thoren den Verstandesmenschen gedacht hat. Nur eine falsche Anwendung der genannten Briefe macht die Möglichkeit eines solchen Irrthums erklärlich. V. 3 f. bezeichnen nicht verschiedene Personen, sondern ganz dieselben. Das nachtretende nicht und das Aufsparen des auch zum ersten Gliede gehörenden erzittert auf den Schluß geben eine besondere Kraft.*) — Str. 3 f. 1. Anklang an den Anfang von Hallers Gedicht die Tugend:

Freund! die Tugend ist kein leerer Namen.

Die Tugend ist hier nicht „die Neigung zu der Pflicht", sondern das strenge Handeln nach den Vorschriften der Vernunft. Schiller erklärt, daß dieses kein Hirngespinnst sei, daß der Mensch darnach handeln, er das Streben, so immer zu handeln, lebendig in sich erhalten könne, wenn er auch häufig sich zu einem entgegengesetzten Handeln durch die Macht der Sinnlichkeit verleiten lassen sollte. Das „Straucheln überall" ist ein etwas überstarker Ausdruck, wobei dem Dichter wohl das biblische Wort vorschwebte, daß der Gerechte siebenmal am Tage falle. — V. 4. Mit gött-

---

*) Nach V. 2—4 hat der erste Druck Komma. Erst die zweite Ausgabe der Gedichte setzte nach V. 4 Punkt, Körner Ausrufungszeichen. Offenbar hängen V. 3—6 näher zusammen. Nach V. 4 ist Semikolon zu setzen.

lich wird die Tugend als der höchste Grad menschlicher Vollkommenheit, als der Sieg des in ihm lebenden nnd wirkenden göttlichen Geistes bezeichnet. — V. 5 f. fügen hinzu, daß die fromme Einfalt im Leben das Rechte unwillkürlich thue, zum Beweise, daß ein tugendhaftes Handeln wohl möglich sei. Vgl. Ged. 98, 38 ff. — V. 5 nach 1 Kor. 1, 19 („Und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen"), ist in seiner Allgemeinheit übertrieben; der Dichter will nur sagen, der Verständigste verkenne oft das Rechte. Die beiden letzten Verse beweisen, wie sehr der Trieb nach dem Rechten in der menschlichen Brust liege. Die Anknüpfung ist gar lose. Gern würde man das verbindende und getilgt und dann nach V. 4 Punkt gesetzt sehn. — Str. 4. Der göttliche Geist beherrscht die Welt; er ist das Beharrliche in allem Wechsel. — V. 1. Heilig, da er wegen der ihm innewohnenden unendlichen Vollkommenheit nie irren kann. Vgl. Ged. 54 Str. 26, 2. — V. 3. Ueber der Zeit und dem Raume, den nothwendigen Formen menschlicher Anschauung. — Webt, von der sich bewährenden Lebenskraft, wie in dem biblischen leben, weben und sein. — V. 4. Lebendig, im Gegensatz zum bloßen Denken. Gott heißt der höchste Gedanke, insofern der Mensch genöthigt ist, als äußerstes Wesen, über welches nichts hinausgehe, sich eine Gottheit zu denken. — V. 5 f. Daß dieses Wesen das einzige Beharrliche in allem Wechsel der Erscheinungen sei, wird lose angeknüpft. Auch hier sähe man und gern getilgt.

Str. 5. Mahnung, den Glauben an diese drei Worte nur stets zu bewahren und weiter zu verbreiten. — V. 1. Inhaltschwer steht hier ungefüger als Str. 1. — V. 3. Und schließt hier nicht so wohl an, wie doch Str. 1. — V. 4. Die Abweichung der Str. 1 wurde dadurch veranlaßt, daß nur hier nicht stehn konnte. Aber Innres ist weniger

anschaulich, und eben wegen des Gegensatzes von außen etwas gesucht. — V. 5 f. enthalten die Begründung der Mahnung. Im Musenalmanach lauteten die beiden letzten Verse ganz wie in der ersten Strophe.

---

101. Die Worte des Wahns.

Unser Gedicht schrieb Schiller als Gegensatz zum vorigen nach seiner eigenen Angabe im Jahre 1799, jedenfalls nach Vollendung des letzten Musenalmanachs (vgl. Band I, 237); es erschien in Cottas Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801 und im ersten Theile der Gedichte, wo es aber vom vorigen sehr weit getrennt steht, unmittelbar nach der Resignation (Ged. 28), erst an sechster Stelle nach dem Gedichte das Ideal und das Leben (Ged. 69), womit man es hat in Verbindung bringen wollen. Körner fand es vorzüglich. Der Dichter wendet sich hier an die guten und schönen Seelen, die, wie er in der Abhandlung über das Erhabene sagt, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideen dringen und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt werden. Der Mensch darf sich nicht dem Wahne hingeben, das Rechte müsse immer siegen, das Glück dem Guten zur Seite stehn, die Erkenntniß der vollen Wahrheit uns werden; es ist dies ein Ideal, das als Bedürfniß in unserer Seele lebt und leben muß, dessen Erfüllung wir aber auf Erden nicht suchen dürfen, weil wir darüber den wahren Zweck des Lebens versäumen, der in der vollendetsten Entwicklung

unserer Natur liegt, die durch die vergebliche Sehnsucht nach der besten Welt auf Erden gehemmt wird. Der Ausdruck ist nicht überall treffend, oft gezwungen; das Ganze schließt sich viel weniger einheitlich zusammen, wie das vorige Gedicht. Str. 1 finden wir die unreinen Reime Besten tröſten, Frucht sucht; i ü, ei eu reimen Str. 2 und 3; Str 5 stehen bewahre und Wahre im Reime.

Str. 1. Die drei Worte oder vielmehr Hoffnungen bringen diejenigen, die an ihnen festhalten, um den Gewinn des Lebens. — V. 1. Bedeutungsschwer, nicht inhaltschwer; man legt ihnen eine hohe Bedeutung bei. — V. 3. Ihr Klang ist leer sagt dasselbe, wie sie schallen vergeblich. — V. 4 begründet V. 3. Helfen und trösten, wie eine gegründete Hoffnung. Der Ausdruck ist wenig bezeichnend. — V. 5 f. Wer ihnen nachhängt, vergeudet das Leben. Das Bild vom Schatten tritt in den Satz selbst ein. Statt verscherzt ist dem Menschen erwartet man es verscherzt der Mensch.*)

Str. 2—4. Ausführung der drei Worte. — Str. 2, 1 An die goldene Zeit, daß diese kommen werde. Eine solche Hoffnung auf die Zukunft ist hier eigentlich nicht an der Stelle; im Grunde meint der Dichter, daß man an die Gegenwart diese Forderung stelle, und sich betrübe, weil diese Forderung unerfüllt bleibe.**) — V. 3 f. Sonderbar wird der Streit, der Feind,

*) Der erste Druck hat nach jedem der fünf ersten Verse Komma, schon die erste Ausgabe der Gedichte nach V. 4 Punkt. Vielleicht setzt man am besten nach V. 2 Doppelpunkt, nach V. 4 Semikolon.

**) In der ersten Ausgabe der Gedichte steht nach V. 2 Komma mit Gedankenstrich, dagegen nach demselben Verse Str. 3 und 5 Punkt, Str. 4 wieder Gedankenstrich. Punkt ist an allen vier Stellen zu setzen, wie es der erste Druck in Strophe 5 hat.

nicht näher bezeichnet. Daß das Schlechte, das Böse, auf Erden immer Macht habe, wird V. 5 f. in einer etwas wunderlichen Weise mit Anwendung des auch Goethe geläufigen Bildes vom Erdensohn Antäus ausgedrückt, der, so lange er die Erde berührte, immer unüberwindliche Kraft besaß, so daß Herkules, um ihn zu besiegen, ihn aufheben mußte, wo er ihn dann leicht erwürgen konnte. Der Gedanke, den man darin hat finden wollen, daß nur im Reiche des Ideals das Gute obsiege, ist hier fremdartig. — Frei, indem du freie Gewalt über ihn hast. Oder soll es Beiwort zu Lüften sein? — Str. 3, 1. Buhlend, das sich seine Lieblinge aussucht. — V. 2. Sich vereinigen, zufallen. — V. 4 f. Der Gute darf nicht auf irdisches Glück hoffen; die Erde ist nicht seine Stätte, er muß seinen Blick auf das Jenseits richten. Der Ausdruck ist gezwungen. Man hat auch hier irrig an das Ideal gedacht. — Str. 4, 1 f. Diese dritte Hoffnung paßt wenig zu den beiden vorigen; man erwartet eher, daß die Wahrheit auf Erden anerkannt werde.*) — Wird, wogegen werde Str. 3, 2. — V. 2. Vgl. Ged. 66. — V. 5 f. Kein irdisches Wort kann sie aussprechen. Vgl. Ged. 98, 8. — Kerkerst, willst einkerkern. — Tönend, das ein leerer Schall ist. — Der Freie**), als ein Freier, frei. — Wandelt, im allgemeinen Sinne. — Im Sturme, unaufhaltsam, rasch.

Str. 5. Die Befriedigung, welche man auf diese Weise draußen sucht, kann man nur in sich finden. — V. 2. Den himmlischen Glauben, den Glauben an das Gute, Edle und Wahre. Anders kann die Stelle nicht verstanden

*) Statt glaubt hat der erste Druck wähnt.

**) In den Gedichten steht der freie. Gödeke meint, der große Anfangsbuchstabe des ersten Drucks solle nur, wie das Unterstreichen, betonen.

werden des folgenden wegen; sonst könnte man geneigt sein, dabei an die drei Worte des Glaubens zu denken. — V. 3. Was man draußen nicht finden kann. Nach dem freilich ganz anders bezogenen biblischen Ausdrucke 1 Kor. 2, 9. — V. 4. Es ist das, was der Mensch erstreben muß. Aber der Ausdruck „das Schöne, das Wahre" ist hier verfehlt, da eben vom Guten, Edlen und Wahren selbst die Rede ist. Der noch dazu gleichlautende Reim hat den Dichter gezwungen. — V. 6. Du bringst es ewig hervor, durch dein eigenes Thun und Denken. Das ist freilich beim Wahren in dem Sinne, wie es Str. 4 genommen wird, nicht der Fall.*)

---

102. Sprüche des Confucius.

Den ersten Spruch des Confucius dichtete Schiller im Juli 1795. Vgl. Band I, 123. Humboldt, dem er denselben in der ersten Lieferung zum Musenalmanach gesandt hatte, fand große Freude daran; Schiller habe diese Sprache in kurzen Sprüchen, die er gar sehr liebe, recht gut getroffen. Der zweite wurde zuerst im April 1797 entworfen und dem Buchhändler

*) Das Ausrufungszeichen hat schon der erste Druck nach V. 4; ein Semikolon wäre wohl deutlicher. Nach dennoch hat die erste Ausgabe der Gedichte das Komma irrig weggelassen. Das ursprüngliche Komma nach V. 5 ist beizubehalten, nicht mit Körner Semikolon zu setzen; die Worte „da sucht es der Thor" (wo es der Thor sucht) stehen parenthetisch, wie Schiller solche eingeschobene Sätze liebt.

Spener gesandt (Band I, 175), erschien dann, wohl verändert, im Musenalmanach auf das Jahr 1800. In der Sammlung der Gedichte waren beide noch nicht unter einer Ueberschrift vereinigt, wie es durch Körner geschah, sondern zwischen ihnen standen noch sieben Gedichte; der erste Spruch folgte auf den Spaziergang, der zweite auf das Lied von der Glocke. Der chinesische Weise Confucius, eigentlich Kong-Fu-tse (451—479 v. Chr.), hatte seine Lehre in dem ersten Abschnitt des Buches Ta-hio (die große Lehre), fortgesetzt von Tseng-tse, in 205 Sprüchen zusammengedrängt. Die Unterredungen des Weisen mit seinen Schülern hatten zwei derselben in dem Buche Lün-ü (Gespräche) niedergeschrieben. Ein wirklicher Spruch des chinesischen Weisen schwebt nicht vor; Schiller wollte nur die mystische Ausdrucksweise durch die Ueberschrift bezeichnen, ähnlich wie Goethe später durch die Bezeichnung Weissagungen des Bakis.*)

Erster Spruch. An die Bezeichnung des verschiedenen Ganges der Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit schließen sich zwei Lehren an, 1) daß man diesen Gang nicht zu ändern vermöge, 2) wie man sich gegen sie zu stellen habe. Die Verse sind trochäisch, die Reimformen der Strophen, von denen die erste aus vier, die beiden andern aus sechs Versen besteht, von verschiedener Art.

Str. 1, 5 ist still steht die (—⏑—) sehr hart — Str. 2, 1 f. Durch Ungeduld verkürzen wir die Zeit der Erwartung nicht. — Verweilt, wie zögernd Str. 1, 2, vom langsamen Schritt. — V. 3 f. Die Gegenwart steht nicht still, wenn wir sie

---

*) Schiller kannte wohl die von Jesuiten unter dem Namen Confucius, Sinarum philosophus (1687), herausgegebene Uebersetzung der Werke des Weisen.

zu benutzen säumen. Furcht, Scheu, Zweifel, Bedenken. — V. 5 f. Das Vergangene können wir nicht ändern. — Reue, über unser Handeln. — Zaubersegen, ein sehr starker Ausdruck für den Wunsch, das Geschehene ungeschehen zu machen.*) — Str. 3, 1 f. Willst du dein Leben glücklich vollbringen.**) — V. 3 f. Achte auf die Folgen deiner That, sei aber nicht säumig, wo du handeln mußt. — V. 5 f. Ueberlaß dich nicht dem Genusse der Gegenwart, so daß du später, wenn sie vergangen ist, deshalb Reue empfindest. Der Dichter befolgt in allen drei Strophen dieselbe Folge der drei Zeiten.

Zweiter Spruch. Dieser Spruch vom Raume ist dem frühern von der Zeit nachgebildet. Bei Confucius spielt die Mitte eine bedeutende Rolle.***) Auch hier finden wir drei trochäische Strophen; nur hat die erste fünf, die zweite neun, die dritte bloß drei Verse, und der erste Vers der letztern reimt auf den viertletzten der zweiten, wie ähnliches sich auch Ged. 65 findet.†) Nach Str. 2, 5 stand nämlich ursprünglich noch der Vers mit allfassendem Gefühl, der in den Gedichten, vielleicht durch bloßes Versehen, ausgefallen ist. An die Bezeichnung der drei Ausdehnungen des Raumes schließen sich zwei Lehren an, die

*) Die stehende (Zeit), nicht die Stehende, hat richtig schon der erste Druck; das Participium gleich den Sätzen mit wem. Ebenso verhält es sich mit Str. 3, 3. 5 f.

**) Statt des ursprünglichen Fragezeichens nach V. 2 haben die Gedichte Komma.

***) Des Confucius Enkel Tseusse gab das Buch Tschong-yong (die unveränderte Mitte) heraus. Auszüge daraus gab Herder 1802 in der Adrastea.

†) Der Anfang einer neuen Strophe ist im ersten Drucke dadurch bezeichnet, daß der drittletzte Vers, gerade wie V. 1 und 6, herausgerückt ist. Auch steht nach V. 15 Punkt und Gedankenstrich. In den Gedichten ist freilich die Andeutung des Abschnitts verschwunden, und nach V. 15 steht bloßes Komma, wofür Körner wieder Punkt setzte.

aber durch einen besondern Vers eingeleitet werden, welcher diese Ausdehnung als Bild für das menschliche Handeln bezeichnet, und die zweite stellt sich als Begründung der ersten dar.

Str. 1. Die Unterscheidung der drei Ausdehnungen, die hier allgemein, nicht als den besondern Gegenständen anhaftend, gedacht werden, ist freilich nicht sehr bezeichnend. Bei allen wird das Unendliche in verschiedener Weise hervorgehoben, bei der Länge als ein Fortstreben, bei der Breite als ein Fortsichgießen (Ergießen), bei der Tiefe als ein Sichsenken; nur letzteres ist bezeichnend im Gegensatz zu den beiden erstern. Ebenso sind rastlos und endlos nicht treffend, nur grundlos, beiden gegenüber. Die Zusätze ohn' Unterlaß und ins Weite sind eigentlich müßig, und kommen nur auf Rechnung des Verses und Reimes.*) — Str. 2, 1. Der Ausdruck ist steif.**) — V. 2. Vorwärts sollte als Hauptpunkt voranstehn und rastlos aus Str. 1, 2 nicht wiederholt sein, also der Vers etwa beginnen vorwärts immer. Auch müßte hier die Länge wiederholt sein, wie V. 5 die Breite, V. 8 die Tiefe. — V. 4. Willst du dein Ziel erreichen. — V. 5--7. Nach allen Seiten mußt du dich umsehn, willst du die Welt kennen lernen. Der Ausdruck sich ins Breite***) entfalten ist keineswegs treffend, ebenso

*) Nach rastlos hat der erste Druck ein Komma zur Andeutung, daß rastlos von fort zu trennen ist, wie V. 4 endlos nach fort ins Weite steht. Körner setzte statt des Kommas nach Länge irrig ein Semikolon nach Weite.

**) Nach diesem Verse hat der erste Druck Punkt, die beiden Ausgaben der Gedichte Komma. Ersterer ist herzustellen.

***) Der Druckfehler Weite im Musenalmanach ist schon in der ersten Ausgabe der Gedichte verbessert, welche aber die unzureichenden Kommata nach V. 2—8 beibehalten, ja auch nach V. 9 bloßes Komma gesetzt haben.

wenig allfassend im Sinne von an allem theilnehmend. — V. 8 f. Um gründlich eine Sache zu erkennen, mußt du in die Tiefe steigen. — Str. 3, 1. Beharrung, Beharrlichkeit. Das Wort paßt wenig zum Vorwärtsstreben, da es zu sehr an seine ursprüngliche Bedeutung erinnert. Warum nicht nur der Fortschritt? — V. 2. Der Vers, der dazu dasselbe Zeitwort wiederholt, ist nicht gelungen. — Das zu vieldeutige Fülle drückt die allseitige Betrachtung nicht aus. — V. 3. Im Abgrund ist nicht bezeichnend. Warum nicht im Geheimen?

---

103. Licht und Wärme.

Gedichtet im Mai oder Juni 1797, in demselben Versmaß wie Ged. 100, nur daß der Anapäst nie an die Stelle des Jambus tritt. Vgl. Band I, 175. 180. Körner bemerkte, das Gedicht gehöre zu der Gattung, die mehr rednerisch als poetisch sei. Er tadelte die zu vielen Konsonanten des Schlußverses, nicht ohne Anerkennung der großen Schwierigkeiten, die besonders ein deutscher Dichter hier zn überwinden habe. Dem ganzen Gedichte fehlt es an lebendiger Frische und treffender Klarheit des Ausdrucks. Den Inhalt bildet die Ausführung des Wunsches, daß der Mensch durch die klare Erkenntniß der die Welt beherrschenden niedrigen Leidenschaften nicht sich abhalten lasse, mit freudigem Eifer für die Menschen zu wirken, daß er, wie es in der auffallenden sinnbildlichen Ueberschrift heißt, Licht und Wärme habe. Körner hatte einmal an Schiller geschrieben, Licht und Wärme

sei das höchste Ideal der Menschheit; beides im möglichsten Gleichgewicht zu halten sei der vollkommenste Zustand, ein würdiges Ziel unserer Bestrebungen.

Str. 1. Wir treten in die Welt mit dem edelsten Eifer, das Gute zu fördern. — V. 1 f. Die Bezeichnung der bessre Mensch ist etwas matt. „Die Begeisterung und Liebe gehört zu dem bessern Manne, aber sie vollendet ihn nicht“, schrieb Schiller einmal. — V. 3. Was ihm die Seele schwellt, die edelsten Bestrebungen. Vgl. Ged. 40 Str. 2, 4. — V. 4. Außer sich, bei andern. — Zu schauen, zu finden. — V. 5. Warm, da er warm erfüllt ist. — V. 6. Der Wahrheit, dem, was er als recht erkannt hat, wie wahr häufig vom Rechten steht.

Str. 2. Aber wenn er die Niedrigkeit der Welt erkannt hat, wird sein Herz gegen die Menschen kalt. — V. 1. Ist, zeigt sich. — Klein, niedrig, eng, beschränkt, im Gegensatz zu großen, in die Weite gehenden Gedanken. — V. 2. Es, alles, das Treiben der Welt.*) — V. 3 f. Weltgedräng, bei dem vielfachen Zusammenstoßen mit andern. — Zu bewahren, vor Schaden. — V. 5. Kalt, der Gegensatz zur vorigen Wärme. — Stolz, verächtlich. — Ruh', da er nicht mehr für andere wirken will. — V. 6. Endlich möchte man gern getilgt, da wir V. 5 f. gleichzeitig mit V. 3 f. zu denken haben. Das Verschließen des Herzens liegt schon in der „kalten, stolzen Ruhe“.

---

*) Noch in den Gedichten stehen nach V. 1 und 2 Kommata. Nach V. 1 mit Körner Semikolon zu setzen und V. 2 als Vordersatz zum folgenden zu ziehen, verbietet die Symmetrie; auch würde in diesem Falle statt da wohl so sich finden.

Str. 3. Möchte die Einsicht doch mit warmem Eifer sich verbinden! — V. 1 f. Geben Glut, verleihen Wärme. Der Satz ist allgemein von aller Erkenntniß ausgesprochen, obgleich der Dichter nur die Kenntniß der Welt im Sinne hat, die sogar die Wärme kühlt. In dem Hochzeitliede an Henrietten (Band I, 42 ff.) sagt Schiller, Weisheit tödte oft die Glut unserer schönsten Triebe. — V. 3. Des Wissens scheint doch nur auf Kenntniß der Welt allein bezogen zu sein. — V. 5. Paart. Die Anrede kommt etwas zu unerwartet. — Zu eurem schönsten Glück, wenn ihr wahrhaft glücklich sein wollt. Aber es liegt dies schon in dem auf V. 3 f. rückweisenden drum. — V. 6. Des Schwärmers, des warmen Eiferers. — Des Weltmanns, des besonneneu Betrachters der Wirklichkeit.

---

104. Breite und Tiefe.

Gleichzeitig mit Ged. 103 und im Versmaße vou Ged. 100 Sonderbar genug bezeichnete Körner das Gedicht als eine Fabel (mit Bezug anf die Allegorie Str. 3), welcher die Moral (Str. 1 f.) vorangeschickt sei. Das Bild stellt den ausgeführten Gedanken noch einmal anmuthig dar, ganz wie im letzten Gedichte der Sammlung, Abschied. Wer etwas Großes leisten will, darf sich nicht in die Breite verlieren, er muß seine Kraft auf einen kleinen Punkt sammeln, sich in sich vertiefen. Der Dichter hat sich im Ausdruck sehr gehn lassen; treffende Bestimmtheit vermißt man hier, wie im vorigen Gedichte.

Str. 1. Viele machen sich durch vielseitige Kenntniß im Leben einen glänzenden Namen. — V. 2—4 enthalten die nähere Ausführung von viele. — Reizet, gefällt, von dem, was zur Zeit in der Welt Glück macht, sich besondern Beifalls erfreut. — V. 5. Dächte, sollte denken. Dieser Gebrauch ist kaum zu billigen. — Laut. Vielleicht wäre so laut vorzuziehen. — V. 6. Sie hätten das Höchste erreicht. Es schwebt das Sprichwort vor: „Wer's Glück hat, führt die Braut heim." — Erobert, launiger Ausdruck für erlangt.

Str. 2. Aber ihr Name schwindet mit ihnen, wogegen, wer etwas Tüchtiges schaffen will, seine Kraft sammeln muß. — V. 1 f. Ganz still ist wunderlich gesagt zur Bezeichnung, daß ihr Leben keine Folgen zurückläßt, vergebens gewesen ist. Statt war erwartet man ist. Vgl. Ged. 169. — V. 3. Treffliches leisten ist gar zu gewöhnlich.*) — V. 4. Hätt' geboren, sollte eigentlich heißen möcht' gebären. Der Dichter versetzt sich hier, wie V. 2, in die Zukunft. — V. 5. Die Wiederholung von still (V. 1) ist störend. Nur die Versnoth erpreßte unerschafft; es soll die unermüdliche Ausdauer bezeichnen. — V. 6. Im kleinsten Punkte, in einem, möglichst kleinen Punkte, von welchem aus er wirken will.

Str. 3. Der kleine Kern, aus dem der ganze Baum sich entwickelt, ist ein Bild einer auf diese Weise zu gewinnenden mächtigen Wirkung. Die Ausführung des Bildes ist verfehlt, wie schon Körner bemerkte, obgleich seine Aeußerung: „Ohne Stamm und Blätter gab es doch

---

*) Der erste Druck hat gerne, wofür in den Gedichten wohl durch Druckfehler gern steht.

weder Kern noch Früchte", nicht ganz zutrifft. Wenn Schiller den Baumstamm mit Zweigen und Blättern erwähnt, so mußte er bemerken, daß diese, wie stattlich sie sich auch erheben, nicht da sein würden ohne den kleinen im Boden verborgenen Kern, worin der ganze Baum verschlossen ruht. Die Erwägung, „doch können sie Früchte nicht zeugen", paßt nicht: sie soll einen Gegensatz zur Schönheit der Blätter bilden; aber wird bei ihnen auf das Nichttragen von Früchten Gewicht gelegt, so kann man ja doch von den Zweigen des Stammes wohl sagen, daß sie, wenn auch nur mittelbar, Früchte zeugen. Kaum würde wohl etwas einzuwenden sein, lautete V. 4: „Wer mochte sie wohl erzeugen?"

---

105. Die Führer des Lebens.

Schiller sandte das Gedicht am 17. Oktober 1795 zum Druck (Band I, 142 f.); es erschien im Dezemberheft der Horen. Herder verstand es nicht, wenn er meinte, die Darstellung erschöpfe hier nicht den vortrefflichen Sinn, und Schiller werde hoffentlich die Idee schöner und energischer wenden: stehe der erhabene Genius nur am Grabe (so faßte er V. 5 ff.), uns hinüberzutragen, so gehe er nicht dem Schönen während des Lebens zur Seite, und wir bedürften seiner vielleicht auch im Leben mehr als zuletzt. Und doch war damals das Gedicht leichter zu verstehn, wo es noch die auf seine Beziehung hindeutende Ueberschrift hatte Schön und Erhaben, wogegen es bei der in den Gedichten ihm gegebenen ganz räthselhaft geworden. Man hat

die Deutung des Epigramms längst in folgender Stelle der Abhandlung über das Erhabene gefunden, die erst fünf Jahre später geschrieben wurde und 1801 erschien. Dort heißt es: „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns; denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindligte Tiefe. In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, im andern das des Erhabenen." Als Schiller im Jahre 1802 das Epigramm in den zweiten Band seiner Gedichte mit wenigen Veränderungen*) aufnahm, lag jene Abhandlung längst vor, was ihn vielleicht zur Aenderung der Ueberschrift bestimmte. Die jetzige dürfte kaum zu billigen sein, so lange nicht am Schlusse des Epigramms die kaum zu findende Lösung gegeben wird.

V. 1. Leiten. Sie sind die dem Menschen bestimmten Leiter. Statt dich, das im engern Sinne, als eigentliche Anrede, V. 2 steht, wäre hier den Menschen eher an der Stelle. — V. 2. Vereint, beide. — Helfend zur Seite stehn, Beistand leisten. — V. 6. Der Ausdruck ist irre führend, da man die Ewigkeit nicht auf das Jenseits der Sinnlichkeit, sondern auf das des

---

*) V. 1 schloß früher weniger fließend die durch das Leben dich leiten, V. 2 stand gehn, V. 9 ersten.

irdischen Lebens zu beziehen gewohnt ist. Vgl. Ged. 6 Str. 6, 4 ff. 28 Str. 3, 1 f. — V. 9 f. führen schließlich den Wunsch von V. 2 als dringende Mahnung in keineswegs klar treffender Weise aus. Zur Erläuterung dient folgende Aeußerung der genannten Abhandlung: „Ohne das Schöne würde zwischen unserer Naturbestimmung und unserer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit sein. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsere Menschheit versäumen, und, alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unserer Würde vergessen lassen. — Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsere Empfänglichkeit für beides in gleichem Maß ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu sein und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen.“ Das Glück ist demnach das Glück des Menschen als Sinnenwesen.

---

106. Archimedes und der Schüler.

Das Gedicht ward gleichzeitig mit 105 an Cotta abgesandt und erschien im Novemberhefte 1795 der Horen. Vgl. zu Ged. 218. Schiller hat hier folgende Stelle des Plutarch im Leben der Marcellus (17) gleichsam in Szene gesetzt: „Bei alle dem war Archimedes von so edler und erhabener Gesinnung und im Besitze

eines solchen Reichthums theoretischer Kenntnisse, daß er sich nicht entschließen konnte, über dasjenige, was ihm den Ruhm einer göttlichen, nicht bloß menschlichen Einsicht verschafft hatte, eine eigene Schrift zu hinterlassen; vielmehr betrachtete er die Beschäftigung mit mechanischen Arbeiten, und überhaupt jede Kunst, die sich mit nothwendigen Bedürfnissen abgibt, als ein unedles und niedriges Handwerk, weshalb er seinen ganzen Eifer nur auf solche Kenntnisse richtete, die das Gute und Schöne unvermischt mit dem Nothwendigen enthalten." Er läßt es hier den Weisen aussprechen, daß die Kunst sich selbst Zweck ist, daß sie ihren Werth in sich trägt, nicht von ihrer Nutzbarkeit erhält. Vgl. das Epigramm Wissenschaft (Ged. 210). In den ersten Theil der Gedichte nahm Schiller es mit zwei Aenderungen auf.*)

V. 4. Plutarch berichtet a. a. O. (15) von der großen Maschine, die Marcellus bei der Belagerung von Syrakus (287 v. Chr.) auf einer Brücke in die Nähe der Mauern der Stadt gebracht, und die den Namen Sambuca geführt wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen Saiteninstrument: „Die Römer wurden, als sie zur Nachtzeit damit heranrückten, durch die von Archimedes getroffene Vorsorge in ärgster Verwirrung und mit großem Verluste zurückgetrieben. Marcellus hob die Belagerung auf, da er, wie er scherzhaft äußerte, nicht weiter mit diesem Briareus (Riesen) von Geometer sich einlassen wollte."**) — V. 5. Sie ist es nicht dadurch erst geworden, wie du glaubst,

---

*) V. 3 stand früher Früchte statt Frucht, V. 8 „Früchte, die kann auch eine Sterbliche."

**) Der Vers lautete ursprünglich anders. Schiller hatte Syrakus als Daktylus genommen; Herders Tadel bestimmte ihn zur Aenderung. Der Vers begann wohl Syrakus' Mauern, und es folgte darauf mit Macht oder etwas ähnliches.

daß sie die Stadt gerettet. — V. 7 f. Herder meinte, das Epigramm höre schon mit V. 6 auf; das letzte Bild oder Gleichniß komme unerwartet und gleichsam zu viel, insonderheit da bloß doppelsinnige Früchte zu einem ganz fremden Bilde führten. Er übersah aber, daß Archimedes hiermit den Schüler zurückweist, der die Wissenschaft nur ihres Nutzens wegen aufsucht. Freilich ist der Schluß V. 7 auch nach der jetzigen Fassung nicht ganz treffend; er könnte etwa lauten „so wirst du nimmer sie schauen".

---

107. Menschliches Wissen.

Gleichzeitig mit 105 und 106 abgesandt und erschienen im Dezemberhefte 1792 der Horen. Unverändert nahm Schiller es in den ersten Theil der Gedichte auf. Das Epigramm wendet sich gegen die Naturforscher, welche die Natur zu begreifen wähnen, weil sie gewisse Gesetze hineingetragen und die Erscheinungen darnach geordnet. Sie seien damit, sagt der Dichter, eben so wenig in den Geist der Natur gedrungen, wie der Astronom, der die Sterne in der willkürlichen Zusammenfassung als Sternbilder auf sein Planiglobium gezeichnet habe. Er wollte hier den hallerschen Spruch:

> Ins Innre der Natur
> Dringt kein erschaffner Geist;
> Glückselig, wem sie nur
> Die äußre Schale weist!

den Goethe später wegen seiner Scheidung von Schale und Kern verspottet hat, in anderer Wendung wiedergeben. Vgl. auch Goethes Aeußerung im zweiten Monolog des Faust. An die wahren Naturforscher denkt er hierbei nicht, sondern an diejenigen, welche mit ihrer angelernten hohlen Schulweisheit sich etwas wissen. Freilich ist die Fassung zu allgemein, und die Ueberschrift deutet sogar auf alles menschliche Wissen. An A. von Humboldt kann Schiller unmöglich gedacht haben, da er diesen erst später kennen lernte. Freilich schreibt Schiller in seiner bekannten Abneigung gegen diesen Heroen der Wissenschaft im August 1797, er sei der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich sei, schamlos ausgemessen haben wolle und mit einer Frechheit, die ihm unbegreiflich sei, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur leere Begriffe seien, zu ihrem Maßstabe mache. So wenig wußte er Humboldts wissenschaftliche Größe zu erkennen. Die Naturforschung weiß doch mehr als Schiller hier zugesteht, und wenn der Astronom die durch unendliche Fernen geschiedenen Sterne des Schwans und der Hörner des Stiers zu einer Figur verbindet, so weiß er doch wohl, daß sie nicht so nahe zusammenstehen, wie auf seinem Planiglobium, ja die „mystischen Tänze der Sphären" (vgl. Ged. 97, 30 f.), insofern damit die Bewegungen der Gestirne bezeichnet werden, sind ihm nicht unbekannt. — V. 2 fällt reihst neben den Perfektis (V. 1. 3) unangenehm auf. — V. 4 ist ahnend die übelklingend. — V. 10 müßte der Nominativ sein Planiglobium voranstehn, und gern sähe man den technischen Ausdruck gemieden. Planiglobium zog Schiller wohl bloß des Verses wegen der Bezeichnung Globus vor.

108. Die zwei Tugendwege.

Am 7. August 1795, gleichzeitig mit Ged. 77. 86 u. a. an Humboldt gesandt, dem das Epigramm sehr lieb war. Schiller nahm es in den ersten Theil der Gedichte auf.*) Das Epigramm wünscht dem Menschen eine Mischung von Glück und Unglück, damit er auf beiden Wegen seine Tugend bewähre. Es schwebte wohl die Stelle in der Ilias XXIV, 526 ff. von den zwei Fässern vor, aus denen Zeus Weh und Heil austheile:

> Wem nun vermischt austheilt der donnerfrohe Kronion,
> Solchen trifft abwechselnd ein böses Loos und ein gutes.

In dem Aufsatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen heißt es: „Man sagt richtig, daß die echte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde.“ Vgl. auch Ged. 114. Eine etwas deutlichere Bezeichnung des Gedankens hätte man gewünscht. — Sie V. 3 geht auf die Tugend, die Gedankensubjekt ist. Statt erringt wünschte man erreicht, da das Bild von den Wegen nach V. 4 beibehalten ist.

*) Er änderte bloß V. 1 das ursprüngliche Pfade in Wege, in Uebereinstimmung mit der Ueberschrift, und V. 4 dem in ihm.

109. Würden.

Gleichzeitig mit Ged. 108 an Humboldt gesandt, der durch den schönen epigrammatischen Sinn überrascht war. In den ersten Theil der Gedichte ward es mit ein paar Verbesserungen aufgenommen.*) Daß die Würde der Person, welche sie zufällig bekleidet, keinen Werth gibt, bezeichnet ein treffendes Bild. Der angefangene Vergleichungssatz wird durch die selbständig die Beschreibung ausführenden Sätze V. 2—4 unterbrochen. Vgl. Ged. 73 Str. 3 f. Auffallend ist die Säule des Lichts von den sich herabsenkenden Sonnenstrahlen. — Zu den fliehenden Wellen vgl. Goethes Lied Wechsel. — Vor schnell ist ein um zu ergänzen.

---

110. Zenith und Nadir.

Spätestens im September 1795 gedichtet. Das Epigramm findet sich im zweiten Theile der Gedichte mit den vier folgenden, und zwar unter der Ueberschrift Kleinigkeiten; vorangehen

*) V. 3 begann früher: „Aber die Welle flieht mit dem Strom". V. 4. „Nicht der Mensch", V. 6 „Nicht der Mensch, nur der Platz". V. 3 hatte ursprünglich Welle entführt gestanden „Dieser Hiatus hat mich gewundert", schrieb Humboldt; „aber da das Stück von Ihrer eigenen Hand geschrieben ist, habe ich nicht gewagt „Well' entführt" zu setzen. Halten Sie jenes für flüssiger und darum dem Sinn für angemessener?"

dort die acht Distichen, wie sie jetzt Ged. 192 stehen; jene fünf Epigramme sind offenbar als eine zweite Reihe von Kleinigkeiten an die erstere gereiht. Im Inhaltsverzeichnisse werden beide Reihen unter der Ueberschrift Kleinigkeiten zusammengefaßt, und ihnen die Jahrszahl 1795 gegeben. Alle Gedichte der zweiten Reihe gehören nachweislich in das genannte Jahr. Auch Hoffmeister gibt dieses Jahr an, behauptet aber, durch die gemeinsame Ueberschrift getäuscht, die fünf Epigramme fehlten in den Gedichten. Schon am 18. September schrieb Schiller an Cotta, Zenith und Nadir solle in den Horen da eingerückt werden, wo hinter einer Abhandlung weißer Raum übrig bleibe. Am 27. November führt Schiller in einem Briefe an Cotta es unter den Gedichten für das zwölfte Heft an; es wurde aber zurückgelegt und später vergessen.

Der Dichter mahnt, bei allem Handeln zugleich der höhern geistigen Bestimmnng bewußt zu bleiben; aber der Spruch ist gar wunderlich gewandt. Daß wir dem Himmel und der Erde angehören, soll dadurch angedeutet sein, daß wir überall auf Erden einen Scheitelpunkt (Zenith) am Himmel über uns haben, dem auf der andern Halbkugel ein Fußpunkt (Nadir) entspricht, deren Verbindungslinie durch die Erde und uns selbst geht, daß also diese Achse uns mit Himmel und Erde in Verbindung setzt. — V. 1. Im Raum ist zu unbestimmt. — Dein Zenith und Nadir, durch ihre Verbindungslinie. Im Deutschen wird Zenith auf der letzten Silbe betont, aber Schiller hatte schon in der Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneis das Wort auf der ersten Silbe betont. — V. 3. Handelst in dir, die Handlungen in deiner Seele bestimmst. — Es berühre den Himmel, halte deine höhere Bestimmung im Auge. — V. 4. Daß die That die Welt, auf welcher wir wirken sollen, ins Auge fassen müsse,

wird hier in sonderbarer Weise bezeichnet. Der Hauptnachdruck liegt natürlich auf dem ersten, dem Berühren des Himmels, wie auch der ganze Gedanke zunächst durch den Scheitelpunkt veranlaßt ist.

---

111. Ausgang aus dem Leben.

Am 17. Oktober 1795 an Cotta gesandt (vgl. Band I, 142 f.) und erschienen im Dezemberheft der Horen 1795. Als Schiller es im zweiten Theile der Gedichte unter den Kleinigkeiten aufnahm, erinnerte er sich nicht, daß er es bereits im ersten unter der Ueberschrift die idealische Freiheit den Votivtafeln einverleibt hatte, wo V. 3 Zeiten statt Zeit steht. Nur so sollte es auch jetzt in den Gedichten stehn, unmittelbar nach Ged. 150, wie es auch in der körnerschen Ausgabe der Fall war. Der Dichter ertheilt uns die Mahnung, uns zum Ideale zu erheben. Vgl. Ged. 69. Die Fassung ist etwas wunderlich, als ob derjenige, welcher sich zum Ideale erhebt, dadurch dem Tode entgehn könne, wir bloß einen oder den andern Weg zu wandeln hätten. Auch das Entführen durch die Parze, die den Lebensfaden abschneidet (V. 4), ist anstößig. Vgl. Ged. 97, 10.

---

112. Das Kind in der Wiege.

Vgl. zu Ged. 110. Das Distichon ward mit dem Briefe vom 21. August 1795 (vgl. zu Ged. 85), zugleich mit Ged. 93, an Humboldt gesandt, der es für ein sehr schönes Epigramm im griechischen Sinne hielt. Auch Körner zeichnete es aus. Derselbe Gegensatz, welchen wir Ged. 93 finden, ist hier anders gewendet. Der sorglose Säugling und der spielende Knabe erinnern den Menschen, der selbst des Lebens Mühen und Leid erfahren, daß dieses ruhig behagliche Dasein, diese herzliche Heiterkeit und Lust nur dem frühesten Alter verliehen ist. — V. 2. *Werde Mann* fällt auf, da gerade dem Jüngling die Welt zu enge wird, der Mann sich wieder zu beschränken, seine Thätigkeit mehr auf *einen* Punkt zu richten weiß. Vgl. Ged. 40 Str. 5—7. 72 Str. 6, 10 ff. Warum schrieb Schiller statt dessen nicht *wachse heran*?

---

113. Das Unwandelbare.

Vgl. zu Ged. 110. Das Epigramm ward schon am 7. August 1795 an Humboldt gesandt (vgl. zu Ged. 77), der den Gedanken schön und sehr glücklich gesagt fand. Die Zeit kann

man nur dadurch fesseln, daß man in sich immer beständig bleibt; denn sie flieht nur, weil sie den so allgemeinen Wechsel scheut, Beständigkeit liebt. Das Ganze ist etwas scharf auf die Spitze gestellt.*)

114. Theophanie.

Gleichzeitig mit 111 an Cotta gesandt, erschien es im Novemberheft 1795 der Horen. „Der ununterbrochen glückliche Mensch", sagt Schiller am Schlusse der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, „sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil — keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. — Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu bewahren." Und im Aufsatze über Anmuth und Würde heißt es, die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich bestehe, werde, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und seiner moralischen Freiheit. Vgl. Ged. 108. Der behaglich Genießende

*) Die zweite Ausgabe der Gedichte hatte den Druckfehler ew'ge statt ewige.

erweckt in uns keinen Gedanken an unsere höhere geistige Bestimmung, wogegen im Leidenden sich die Macht des Geistes zeigt. Daß hier von einem tugendhaften Leidenden die Rede sei, durfte nicht verschwiegen bleiben. — Theophanie, Gottererscheinung, wird insbesondere die Geburt Christi genannt.

---

115. Das Höchste.

Gleichzeitig mit Ged. 108. Humboldt rühmte daran „die Diktion". Schiller gab das Epigramm in das Septemberstück der Horen, von der Sammlung seiner Gedichte schloß er es aus. A. W. Schlegel zählt es zu derselben Klasse mit Ged. 99 und 116. Der Mensch muß darnach streben, in sich so vollendet sich zu entwickeln, wie es jede Pflanze durch die Wirkung der Natur ist. Die organische Entwicklung der Pflanze hatte Goethe in der Schrift die Metamorphose der Pflanzen (1790) in herrlichster Weise dargethan. — Das Höchste, das Größte ist hier zu unbestimmt, und die Erklärung durch das ähnliche Wort schleppend. Vgl. Ged. 97, 14. — Der Schluß wollend — das ist's leidet an Härte.

---

116. Unsterblichkeit.

Erschien gleichzeitig mit Ged. 115 in den Horen (zwischen beiden stand Ged. 85), und ward, wie dieses, von den Gedichten ausgeschlossen. Möchtest du gern unsterblich sein, so wirke für das Ganze. Vgl. zum Schlusse von Ged. 40. „Jedem Verdienste", schließt die dort angeführte Antrittsrede, „ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte." Wir sollen, heißt es daselbst, durch Handeln „an der unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen suchen".

---

117. Votivtafeln.

Hier beginnt die Reihe der 54 Votivtafeln; denn das erste Distichon ist bloßes Motto, was hier durch das Fehlen des Trennungsstriches bezeichnet wird. Im Musenalmanach auf 1797 fanden sich unter der Ueberschrift Tabulae votivae mit demselben keine besondere Ueberschrift führenden Motto 102 Sprüche, unterschrieben G. und S., da auch einige Sprüche von Goethe darunter waren. Ueber die Entstehung der Tabulae votivae vgl. Band I, 156. 158. 164 f. 167 ff. Im ersten Theil der Ge-

dichte faßte Schiller nur eine Anzahl der frühern Stücke, zum Theil in anderer Ordnung, unter der Ueberschrift Votivtafeln zusammen*), fügte dann eine Reihe anderer hinzu, die einzeln in demselben Musenalmanach gestanden hatten, eines aus den Xenien (144) und drei neue (152. 161. 165). Manches unterdrückte Epigramm hätte hier Aufnahme verdient, und es ist rein zufällig, daß viele Epigramme an andern Stellen der Gedichte stehen. Die metrische Feile vermißt man oft. Ein bestimmtes Gesetz der Anordnung läßt sich in den Votivtafeln nicht nachweisen. Unser Motto deutet die Ueberschrift. Unter tabulae votivae verstand man kleine, den Göttern geweihte, in einem Tempel angeheftete Gemälde, auf denen sich der erlittene Schiffbruch oder eine sonstige Gefahr, welcher man entronnen war, dargestellt fand. Die folgenden Sprüche werden vom Dichter mit solchen Gedenktafeln verglichen, weil sie die Grundsätze seines Lebens aussprechen, deren er sich freut, da sie ihn so glücklich geleitet haben. Freilich paßt dieses nicht auf alle diese Sprüche; der Dichter suchte aber nur eine andere ansprechende Bezeichnung für Sprüche, Maximen. Einzelne sind bloße epigrammatische Einfälle. Unter dem Gott könnte man den Apollo verstehn wollen, der den Dichter belehrt, aber wahrscheinlich soll es auf die Stimme im Busen, den Gott in uns, den Genius (vgl. Ged. 98, 52), sich beziehen.

---

*) 118—127. (2—6. 8—12). 129—131 (18). 132 (56). 133 (58). 134 (52). 135 (23). 138 (21). 142 (43). 146 (41). 149 (53). 150 (59). 151 (62). 153—155 (67—69). 156 (32). 157—160 (73 f. 79. 83). 162—164 (84—86). 166 (87). 167 (99). 168 (39). 169 (17).

118. Die verschiedene Bestimmung.

Wenn auch nur wenige die Menschheit wahrhaft fördern, die meisten bloß die Gattung fortpflanzen, diese wenigen wirken dafür desto mächtiger. Den letztern Gedanken sprechen V. 3—6 bildlich aus. Der Herbst streut eine Masse Samenkörner aus, von denen nur wenige aufgehen. In einem später unterdrückten Gespräche seines Geistersehers sprach Schiller von dem „Luxus der Kräfte", den er beispielsweise am Baume nachwies. „Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen." — Zum Element zurückkehren, sich in das Element wieder verlieren, aus dem sie als Einzelwesen sich entwickelt haben. Schiller a. a. O.: „Wie viele Keime und Embryone, die sie (die Natur) mit so viel Kraft und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Element aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen?" „Die Zeit kommt doch bald", schreibt Goethe einmal an Lavater, „wo wir zerstreut werden, in die Elemente zurückkehren, aus denen wir genommen sind." Vgl. unsere Erläuterung zu Goethes Faust Heft XIII, 139. — Ewig heißen die Bildungen, wie alles, was nach festen Naturgesetzen besteht. Vgl. Ged. 94, 34.*)

---

*) V. 1 begann früher Millionen sorgen dafür, V. 5 schloß der einzige streuet.

119. Das Belebende.

Zur Erläuterung dient eine anderweitige Aeußerung Schillers: „Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zum Willen und in das Leben als durch die selbständige Bildungskraft. Nichts, als was in uns schon lebendige That ist, kann es außer uns werden; und es ist mit den Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüte geht die Frucht hervor.“ Vgl. Goethes Metamorphose der Pflanze 59 ff.

---

120. Zweierlei Wirkungsarten.

Das Schöne setzt uns in eine Gemüthsstimmung, welche das Streben, Vernunft und Sinnlichkeit in Einklang zu bringen, in uns erregt, wogegen das Gute unmittelbar auf die Bildung der Menschheit wirkt. Vgl. Ged. 118, 1.

---

121. Unterschied der Stände.

Schöne Naturen sind der Adel in der sittlichen Welt. Schöne Seelen nennt Schiller diejenigen, bei welchen nicht bloß einzelne Handlungen, sondern der ganze Charakter sittlich ist, und die somit die höchste Bestimmung des Menschen erfüllen; sie wirken durch ihre bloße Gegenwart. In der letzten Anmerkung zu sei-

nem zwanzigsten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen sagt er, wir beurtheilten einen Menschen ästhetisch, wenn er ohne Rücksicht auf ein Gesetz oder einen Zweck „in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart“ uns gefalle. Vgl. Ged. 178, 3. — Statt die edlen Naturen gleich zu bezeichnen, stellt er ihr Wirken dar. Der Gegensatz zwischen Adel und gemeinen Naturen, als ob es keine Zwischeustufen gäbe, und das Bild vom Zahlen fallen auf.*

---

122. Das Werthe und Würdige.

Werth erhält der Mensch durch das, was er leistet, Würde durch das, was er ist; den Werth schätzen wir, insofern er nützt, Würde lieben wir ihrer selbst wegen. In der Abhandluug über naive und sentimentalische Dichtung heißt es: „Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sei, und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, ob sie gut sei, und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind.“ — Etwas haben ist ein irre führender Ausdruck, da er sich auf äußern Besitz bezieht.**)

---

*) V. 1 hieß es früher „Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel“, was Schiller wohl änderte, um das Wort Adel mehr hervorzuheben. V. 2 stand das im Gegensatz weniger passende schöne statt edle.

**) Ursprünglich stand V. 1 das niedrige so gib es her.

123. Die moralische Kraft.

Feine Empfindung ist nicht jedem gegeben, aber die Kraft, das Gute zu wollen, liegt in jedem, sie bedarf nur der Ausbildung. Der Wille gehört dem geistigen, vernünftigen, die Empfindung dem sinnlichen Menschen an; wem feine Empfindung für das Schöne fehlt, der kann sie durch nichts erwerben. — Als Geist zu thun, zur Vollkommenheit zu gelangen. Die Vernunftbestimmung ist unser Geisterberuf, die Naturbestimmung unsere Menschheit. — Dir bleibt, du hast die Kraft.*)

---

124. Mittheilung.

Schiller schrieb das Epigramm zuerst mit vier andern auf einen eine größere Anzahl von Xenien enthaltenden Bogen Ende Januar 1796.**) Es war dort Wahrheit und Schönheit überschrieben und V. 1 stand die Wahrheit, V. 2 der Schönheit. Bei der Wahrheit kommt es allein auf den Stoff an, beim Schönen liegt der ganze Zauber nur im Schein. „Es ist niemals der Stoff", sagt Schiller in der Beurtheilung von Matthissons

*) Vor diesem Epigramm stand in den Tabulae votivae noch:

Der moralische und schöne Charakter.

Repräsentant ist jeder der ganzen Geistergemeine;
Aber das schöne Gemüth zählt schon allein für sich selbst.

**) Ueber die Xenienblätter aus dem Januar 1796 vgl. meine „neuen Goethestudien" S. 276 ff. 282 ff.

Gedichten, „sondern nur die Behandlungsweise, was den Dichter und Künstler macht." Die Form ist die Art der Mittheilung. — Aus der schlechtesten Hand ist freilich etwas sonderbar, aber von der mittheilenden Person kann doch kaum die Rede sein.

125—127. An*. An**. An***.

Das erste Distichon wurde von Schiller selbst im Januar 1796 auf einen Xenienbogen geschrieben, wo es überschrieben ist: „An X X X", wie X X X auch in der Ueberschrift mancher andern frühern Xenien steht. Bei dem einen zieht das Wissen, nicht die Persönlichkeit an (vgl. Ged. 122), bei dem andern die besondere Geisteseigenthümlichkeit, derentwegen man gern seine Ansichten vernimmt, worin diese sich abspiegelt; der dritte gewinnt zugleich durch seine geistige Eigenthümlichkeit und durch seine Belehrung. Wie er den einen nicht zum Freunde, den andern nicht zum Lehrer haben mag, so ist ihm jener als Freund und Lehrer gleich willkommen. Das lebendige Bilden ist nicht auf dichterische Thätigkeit, sondern auf lebendige Selbstentwicklung zu beziehen, die den Umgang mit ihm so belehrend macht. Der Gegensatz hat den Dichter verleitet, den eigentlichen Antheil, den er als Freund an ihm nimmt, weniger bezeichnend hervortreten zu lassen. Man hat hier irrig an bestimmte Personen gedacht. Aus der Prachtausgabe sollten diese Epigramme wegfallen. Die drei zusammengehörenden Xenien wären besser unter einer Ueberschrift vereinigt.

---

128. Die jetzige Generation.

Das Epigramm steht für sich am Anfang des dritten Bogens des Musenalmanachs, von welchem Schiller schon am 5. August 1796 eine Korrektur an Herder sandte. Schiller schrieb es im Januar 1796 nebst fünf andern auf einen Bogen, auf welchem 14 Xenien Goethes standen. Die Jugend ist altklug geworden, während jugendliche Frische in den herangereiften Männern sich erhalten hat. Es ist nicht an die neuere Menschheit im Gegensatz zu den Alten, wovon der sechste ästhetische Brief handelt, sondern an die wirkliche Jugend der Zeit von 1796 zu denken.*)

---

129. An die Muse.

Die Dichtung gibt Frische und Wärme der Seele. „Ein durch die Schönheit veredeltes Gemüth", sagt Schiller einmal, „trägt in sich selbst eine innere unversiegbare Fülle des Lebens." Vgl. Ged. 175.

---

130. Der gelehrte Arbeiter.

Die Ueberschrift lautete früher: Der Philister.**) Die Gelehrsamkeit müht sich ab, um zu Ergebnissen zu gelangen, von

*) V. 1 hieß es früher: „War es stets so, wie jetzt?"

**) V. 1 stand ursprünglich belohnt statt labt.

denen sie selbst keinen Genuß hat; dieser wird nur demjenigen zu Theil, der sie zu benutzen, ihre geistige Bedeutung zu erfassen weiß. Der Dichter übersieht hier, welch hohen Genuß eine wissenschaftliche Forschung zu bieten, wie in ihr der glänzendste Scharfsinn sich zu bewähren vermöge, und daß der Gelehrte auch die Einzelergebnisse zu einem Gesammtbilde erheben könne. Nur die geistverlassene, bloß zusammenschleppende Gelehrsamkeit wird von seinem Spott getroffen; aber das Epigramm ist allgemein gehalten, und auch die Ueberschrift gibt nicht die bestimmte Beziehung; die frühere der Philister war in anderer Beziehung zu weit.*) Boxberger bezieht das Gedicht und das ursprünglich unmittelbar darauf folgende 169 auf Fr. Aug. Wolf, welchen Schiller in den Briefen vom 24. und 26. Oktober 1795 als Philister bezeichnet, den er wegen eines durch einen Aufsatz Herders über Homer veranlaßten Angriffes in den Horen persifliren müsse. Jedenfalls ist es sehr allgemein gewandt, so daß es Wolf nicht traf.

---

131. Pflicht für jeden.

Goethe hat dieses Epigramm in seinen Herbst (Vier Jahreszeiten 45) aufgenommen, den er auf Schillers Wunsch zusammenstellte. Daß es wirklich Goethe angehöre, wird dadurch freilich noch nicht bewiesen; zu seinem Zwecke glaubte er sich auch wohl ein Distichon des Freundes aneignen zu dürfen, wie er es bald darauf wirklich in der Zusammenstellung seines Frühlings

*) In den Tabulae votivae folgte hierauf Gedicht 169.

und Sommers that, und bei manchen mochten die Freunde selbst vier Jahre später ungewiß sein, wem es angehöre, ja bei einzelnen waren wirklich beide betheiligt. Indessen möchte hier die Wahrscheinlichkeit für Goethe sein. Vgl. zu 132. Sich zu einem vollendeten Ganzen zu entwickeln schwebte Goethe als höchste Aufgabe vor. Wer aber dieses nicht kann, der soll sich wenigstens bestreben, nach einer einzelnen Richtung hin tüchtig zu wirken, daß er in die allgemeine Thätigkeit fördernd eingreife. Nicht ganz dieselbe Anschauung spricht Schillers sechster ästhetischer Brief aus. Boxberger beruft sich zu Schillers Gunsten auf Ged. 115 und auf die Aeußerung in einem Briefe an seine spätere Gattin, „das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, sei sein Lieblingsthema". Aber hier haudelt es sich ja von der Pflicht jedes einzelnen, sich zu einem vollendeten Ganzen auszubilden.

132. Aufgabe.

Auch dieses Epigramm hat Goethe in seinen Herbst (59) aufgenommen, und Schillers Gattin, deren Bestimmungen freilich unzuverlässig sind, schreibt es Goethe zu, dagegen das vorige Schiller. Die Deutnng ergibt sich aus dem zum vorigen Epigramm Bemerkten. Die Verschiedenheit der Mischung in den Anlagen der Menschen ist so groß, daß keine Gleichheit zu befürchten steht, wenn jeder sich vollkommen entwickelt, das Höchste zu erreichen sucht, wozu die Anlage in seiner Natur liegt.*)

*) Ursprünglich stand Gleich sei keiner, was Goethe beibehalten hat

133. Das eigene Ideal.

Trotz der Ueberschrift muß sich das Gedicht auf Gott beziehen, den alle als das höchste Wesen sich denken, aber jeder nach seinem Gefühl sich anders vorstellt. Der Gott ist für jeden das höchste Ideal seiner Seele. Vgl. Ged. 146.

---

134. An die Mystiker.

Das wahre Geheimniß ist das offenbare, das ihr aber als solches nicht erkennt, weil ihr nach etwas Uebernatürlichem strebt. Das Geheimniß liegt in der Natur selbst. Goethe sagt einmal von einer neuen Entdeckung, diese werde noch einige Zeit als offenbares Geheimniß vor den Augen der Welt da liegen, wie er auch sonst den Ausdruck „ein offenbares Geheimniß" liebte. Vgl. im Divan II, 9.

---

135. Der Schlüssel.

Nur durch Vergleichung mit andern erkennst du dich selbst; die andern aber würdigst du nur dann recht, wenn du sie mit den Forderungen vergleichst, die in deine eigene Brust eingegraben sind. So bilden also die Außenwelt und unser eigenes

Herz den Schlüssel zur Selbsterkenntniß. In anderm Sinne sagt Goethes Antonio im Tasso (II, 3):

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen; nur
Das Leben lehret jedem, was er sei.

---

136. Der Aufpasser.

Das Epigramm steht für sich auf dem dritten Bogen des Musenalmanachs (vgl. zu Ged. 128), wo darauf das goethesche der Freund (Herbst 63) folgt, von dem, der mit dem Strebenden wandelt. Es bezeichnet den Nutzen des die Fehler auffspürenden Kritikers. Vgl. Ged. 148. Der Herzog in Goethes Tasso (I, 2) bemerkt von der Welt:

Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen.

---

137. Weisheit und Klugheit.

Ende August 1795 zugleich mit Ged. 79. 99 u. a. an Humboldt gesandt, der, wie auch A. W. Schlegel, das Epigramm auszeichnete. Es erschien im Septemberstück der Horen.*) Der Forscher nach Weisheit muß dem ahnungsvollen Drange seiner Seele folgen, ohne sich um den Spott solcher zu kümmern, die

*) V. 2 schloß dort Ufer, von welchem du scheidest. Im folgenden Verse hatte Schiller ursprünglich verzagte statt kurzsichtige geschrieben.

nur an das glauben, was sie mit eigenen Augen sehen. Vgl. Ged. 83. — V. 3 beginnt metrisch lahm die kurzsichtige. — Dir, während du vorwärts blickst. Vgl. Goethes Alexis und Dora 9 f.

---

138. Die Uebereinstimmung.

Der Realist und der Idealist finden beide auf ihrem Wege die Wahrheit, wenn es gesunde Naturen, wenn die Organe, deren sie sich bedienen, bei dem einen das Auge, bei dem andern das Herz, gesund sind. An eine Beziehung auf Goethe hätte man nicht denken sollen. — Dem Schöpfer, indem es das in der ganzen Natur herrschende Gesetz, sie selbst als „Gottes Handschrift" erkennt.

---

139. Politische Lehre.

Auf dem zweiten, schon den 5. August 1796 ausgedruckten Bogen des Musenalmanachs. Nicht alles, was wir für recht erkennen, dürfen wir auszuführen versuchen, nur darauf müssen wir halten, daß alles, was wir thun, recht sei. Wollten wir überall das, was wir für recht halten, vollbringen wollen, so mühten wir uns vergebens ab, vergeudeten Kraft und Lust. In anderer Beziehung heißt es in der Abhandlung über das Erhabene: „Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit

rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sei, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen." — Man hat das Epigramm wohl richtig auf Fichte bezogen, den Schiller damals für die „reichste Quelle von Absurditäten" hielt. Vgl. Ged. 141. 213. Hart sind V. 3 daß das als zwei Längen in der Thesis des dritten und der Arsis des vierten Fußes und V. 4 der Daktylus falsche will.

---

140. Majestas populi.

Auf demselben Bogen, wie das vorige Epigramm, gedruckt. Zwischen ihnen standen Ged. 171 f. und ein unterdrücktes, Würde des Menschen:

> Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
> Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

Schon in den Gedichten ist die Ueberschrift irrig mit deutschen Buchstaben gedruckt. Die Majestät eines Volkes hatte Schiller früher anerkannt; hier spottet er darüber, da eigentliche Majestät nur wenigen Menschen gegeben sei. In der Abhandlung über Anmuth und Würde wird die Majestät als höchster Grad der Würde bezeichnet, den nur das Heilige habe; könne ein Mensch uns dieses repräsentiren, so habe er Majestät. Eine solche Majestät darf Schiller den einzelnen im Volke nicht zuschreiben, da die meisten im Haufen leer sind, es nur wenige Treffliche gibt. Aber hat das alte Wort, daß die Volksstimme Gottes Stimme sei, keine Berechtigung, und spricht in der Stimme des Volkes

nicht das Herz der Menschheit? — V. 3. Zählen, kommen in Betracht, haben Bedeutung, wie numerus, ἀριθμός von solchen stehen, die werthlos sind. — Gewühl, von der Unmasse, unter denen die Treffer verborgen sind.*)

141. An einen Weltverbesserer.

Das Epigramm erschien zuerst im Septemberstück der Horen 1795. Humboldt, an den Schiller es schon am 7. August zur Aufnahme in den Musenalmanach gesandt hatte, meinte, Freund Fichte habe daran etwas zum Vorgeschmack, bis die Romanze (Gedicht 215?) fertig werde. Es sei voll körnigter Weisheit, besonders V. 6, der auch so schön und rund gesagt sei. A. W. Schlegel zeichnete es aus. Der Dichter mahnt hier von dem vergeblichen Streben ab, den Zustand der Welt verbessern zu wollen, was nicht gelingen werde; von der Menschheit möge jeder so groß denken, wie er wolle, und diesem gemäß in dem ihm gegebenen Wirkungskreise handeln, auch sich gegen einzelne hülfreich erweisen, aber darauf müsse man sich auch beschränken. Diese Lehre ist freilich nichts weniger als hochherzig, da sie geradezu die Möglichkeit in Abrede stellt, für einzelne Menschenklassen segensreich zu wirken. Auch gegen Fichte ist Schiller ungerecht, wenn dieser hier gemeint sein soll; denn dessen Bestreben, auf Hebung der Sittlichkeit unter den Studirenden zu wirken, und besonders sein Versuch, die Verbindungen abzuschaffen, waren

*) Nieten oder vielmehr Niethen schrieb Schiller in den Gedichten statt des ursprünglichen Nummern, wie am Ende nur statt bloß.

keineswegs Utopien, und daß gerade der letztere Versuch mißlang, nur ein unglücklicher Zufall. Schlimm wäre es, wenn ein solches Mißlingen von ähnlichen segensreichen Bestrebungen abhalten sollte, deren so manche reichsten Erfolg hatten. Auch von diesem Gedicht fand sich eine Abschrift in Herders Nachlaß, und so kam es in dessen Werke, wie Ged. 99.

V. 1 f. Unvorhergesehene Uebelstände setzten Fichte dem Haß und der Verfolgung der Studirenden aus, so daß er Jena auf einige Zeit verlassen mußte.*) — V. 4. Der Führer, da ich ihm folgte. — V. 5. In den ästhetischen Briefen lehrt Schiller, der Mensch müsse sein Ideal in Täuschung und Wahrheit, in den Spielen seiner Einbildungskraft und in dem Ernst seiner Thaten, in allen sinnlichen Thaten, in allen sinnlichen und geistigen Formen ausprägen und es schweigend in die unendliche Zeit werfen.**) — V. 7. Im engen Leben, im Gegensatz zu dem unendlichen, nie zu erfüllenden Ideal. — V. 8. Wenn er sie mag. Aufdrängen darfst du dich nicht. — V. 9. Auf das Wohl des Menschengeschlechts kann nach ihm der einzelne ebenso wenig wirken als er die Natur zu beherrschen vermag.***)

---

*) V. 1 begann früher: „Alles, sagst du mir, opfert' ich hin." Das Eintreten des sagst du mir gleich nach dem ersten Worte scheint die Aenderung veranlaßt zu haben.

**) Schiller hatte ursprünglich geschrieben: „Von der Menschheit ganz recht, von der denke groß, denke würdig", aber Humboldt tadelte mit Recht die Daktylen des zweiten, dritten und vierten Fußes, die ihm „ein wenig zu hart schienen".

***) V. 10 begann in den Horen: „Laß du das liebe Geschick walten." Die Bezeichnung des lieben Geschicks und das nicht gut mit für (V. 9) zu verbindende walten bestimmten zur Aenderung.

142. Meine Antipathie.

Seinen Widerwillen, daß man so oft von Sittlichkeit rede und einzelner sittlichen Handlungen mit Lob gedenke, spricht der Dichter scharf aus. Daß dieses ewige Sprechen von Sittlichkeit einem Volke oder Zeitalter nicht sehr zur Empfehlung gereiche, und die Hoffnung, daß endlich, bei Vollendung der Bildung, wenig mehr davon die Rede sein werde, äußert er in der Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

---

143. An die Astronomen.

Das Epigramm steht auf dem fünften, schon am 12. August 1796 gesetzten Bogen des Musenalmanachs. Das Erhabene liegt nicht im Raume, wie die Astronomen glauben, welche sich etwas wissen, daß sie mit unendlichen Raumentfernungen sich abgeben, die freilich im Raume das Erhabenste sind. Worin das Erhabene liege, deutet Schiller nicht an; er meinte, daß die wahre Erhabenheit in der Macht der menschlichen Vernunft liege. Vorberger hat bemerkt, daß hier folgende Stelle aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die im vorigen Jahre erschienen war, vorschwebt: „Nun liegt das Erhabene bei der ästhetischen Beurtheilung eines so grenzenlosen Ganzen nicht sowohl in der Größe der Zahl als darin, daß wir im Fortschritte immer auf größere Einheiten gelangen, wozu die systematische Abtheilung des Weltgebäudes beiträgt, die uns alles Große in der Natur immer wiederum als klein, eigentlich aber unsere Einbildungskraft in

ihrer ganzen Grenzlosigkeit und mit ihr die Natur als gegen die Idee oder Vernunft, wenn sie einer von ihnen angemessene Darstellung verschaffen soll, verschwindend vorstellt.“ In den zerstreuten Bemerkungen über verschiedene ästhetische Gegenstände nennt Schiller das erhaben, was uns selbst zu einer unendlichen Größe macht. Vgl. Ged. 192, 8. Daß die Unendlichkeit der Entfernungen wirklich den Geist in eine erhabene Stimmung versetzt, gerade wie die Unzahl der Welten (vgl. Ged. 10), kann freilich der Dichter nicht ableugnen wollen. Das Epigramm ist wie es bei dieser Dichtart so häufig der Fall ist, einseitig. Vgl. Ged. 107.

V. 1. Nebelflecken. Schon die Nebelflecken erster Klasse bestehen aus Sternen, die mehr als 100000 Billionen Meilen von der Erde entfernt sind. Die Erwähnung der Sonnen neben ihnen ist etwas schwach.*) — V. 3 erscheint sehr matt, weshalb es höchst auffallend, daß Schiller ihn auch in den Gedichten nicht änderte.

---

144. Astronomische Schriften.

Sonderbar genug nahm Schiller dieses Distichon aus den Xenien (180) in die Votivtafeln auf. Es führte dort die Ueber-

*) Im Musenalmanach lautete V. 1 metrisch sehr schwach: „Prahlt doch nicht immer so mit euern Nebelgestirnen.“ V. 2 stand der Schöpfer statt die Natur, und demnach er statt sie.

schrift der astronomische Himmel*) und bezog sich auf die kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend von Wünsch, welche den Himmel zum Gegenstand der Unterhaltung, des Zeitvertreibs herabwürdigten.

---

145. Der beste Staat.

Im August 1795 ward das Epigramm an Humboldt gesandt zur Aufnahme in den Musenalmanach, wo es auf dem achten Bogen steht. — Spricht, natürlich nicht im eigenen Staate. Der treffende Spruch ist freilich cum grano salis zu verstehn.

---

146. Mein Glaube.

Der Dichter bekennt sich zu keiner von allen Religionen, weil keine ganz seiner Ueberzeugung entspricht; er würde das religiöse Gefühl entweihen, wenn er das als wahr bekennte, woran er nicht glaubt. Jeder hat seine eigene Vostellung von der Gottheit. Vgl. Ged. 133. 194. Es ist dieselbe Ansicht, die Lessing hegte und die seinem Nathan zu Grunde liegt. Vgl. Ged. 168. Anderwärts sagt Schiller: „Unter der Hülle aller Religion liegt die Religion, die Idee eines Göttlichen.“

---

*) V. 1 lautete: „So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!“ V. 2 schloß fand auch bis dahin den Weg.

147. Inneres und Aeußeres.

Das Epigramm war zuerst auf demselben Bogen gedruckt, wie Ged. 143, unter der Ueberschrift Innerer Werth und äußere Erscheinung. — Gott nur siehet das Herz*) versteht der Redende, der sich auf seine gute Absicht beruft, im Sinne, Gott sehe auf nichts als das Herz (das Sprichwort lautet: Gott sieht das Herz an), aber nur müßte vor das Herz stehn. Spottend erwiedert der andere, der Redende solle aber machen, daß auch die Welt etwas wenigstens Erträgliches sehe, daß er etwas Rechtes thue, während in Wirklichkeit sein äußeres Leben nicht erbaulich sei.

---

148. Freund und Feind.

Unmittelbar nach Ged. 147 gedruckt. Vgl. Ged. 136. Der Freund lobt das Gelungene, der Feind weist auf die Mängel hin.

---

149. Licht und Farbe.

Die Farben, als die wechselnden Brechungen des Lichts, geziemen dem immer wechselnden Menschen. Schillers Gattin schrieb

*) Siehet ist mißbräuchliche Form. Schiller würde sie hier leicht haben entbehren können, sollte nicht der Erwiedernde ganz derselben Worte sich bedienen. Gott nur sieht das Herz schien ihm hart und metrisch schwach.

das Epigramm Goethe zu, worauf freilich kein Verlaß ist, aber das einzige, was man dagegen vorbringen kann, ist der nicht streng beweisende Umstand, daß Schiller es in seine Gedichte aufnahm. Vgl. Räthsel 9 (Ged. 70). Die versuchten sinnbildlichen Deutungen von Licht und Farbe auf Wahrheit und Schönheit oder auf die letzte Wahrheit und Schönheit und die verschiedenen Erscheinungen derselben sind verfehlt.

---

150. Schöne Individualität.

Stand unter den Tabulae votivae unmittelbar nach Ged. 133. Die bestimmte Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen liegt nicht in der Vernunft, die bei allen dieselbe ist, sondern im Herzen, in dem Triebe der Seele, dessen Uebereinstimmung mit der Vernunft die schöne Individualität bildet. „Einheit fordert zwar die Vernunft", heißt es im vierten ästhetischen Briefe, „die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von den beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen." Vgl. Ged. 133.

V. 1 würde man zwar gern getilgt sehn. — V. 2. Das zu beiden Satztheilen gehörende mit ihm (dem Ganzen) ist etwas schleppend, hart das doppelte als zwei Kürzen gebrauchte bist du. — Auf unser Epigramm folgte in den Votivtafeln die idealische Freiheit (vgl. Ged. 111); in den Tabulae votivae standen zwischen ihm und 151 zwei später weggelassene, welche sich gegen die Unterdrückung des innern Triebes erklären.*)

---

*) Der Vorzug.

Ueber das Herz zu siegen ist groß; ich verehre den Tapfern.
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

150 a. Die idealische Freiheit.

Vgl. oben zu Ged. 111.

151. Mannigfaltigkeit.

Das Epigramm geht gleichfalls auf die schöne Individualität, deren Gegensatz V. 1—4 schildern. — V. 2. Der Begriff ist hier das Gesetz der Vernunft, das liebende Herz das natürliche Gefühl. — V. 3 f. Die tausendfach wechselnden Formen gehen auf die bei den Menschen so verschiedenartigen Gefühlsweisen. Dürftig und leer sind diejenigen, bei denen das natürliche Gefühl statt gebildet unterdrückt ist. — V. 5. Rauscht, wie Ged. 49 Str. 3, 1. — Die Schönheit, im Gegensatz zum starren Gesetz, insofern sie eben die Individualität heranbildet.*)

152. Die drei Alter der Natur.

Das Epigramm erschien, wie Ged. 161 und 165, zuerst 1800 in den Votivtafeln; ob diese Epigramme erst bei der Zu-

Die Erzieher.
Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

*) V. 3 stand ursprüngl ch das zweideutige spielenden statt wechselnden, V. 4 immer statt ewig, wodurch die vielen r gemieden wurden (aber V. 6 folgt ewige), V. 5 liebend statt bildend, das wenigstens wegen der vielen d übelklingender ist.

sammenstellung der Gedichte entstanden oder früher zurückgelegt waren, wissen wir nicht gewiß. Vgl. zu Ged. 110. Die einst in der Kindheit der Menschheit vergötterte Natur ward durch die Beschränktheit philosophischer Schulen entseelt; die wahre Philosophie gibt ihr höheres Leben. — Schaffendes Leben steht wohl im Gegensatz zum Leben der Fabel, obgleich dann zurück nicht streng richtig ist. Schelling trat schon 1797 mit seiner Naturphilosophie auf, aber eine bestimmte Beziehung auf diesen ist nicht anzunehmen. Schiller meint wohl die vernünftige Auffassung der Natur im allgemeinen, wie sie auch durch Goethe erstrebt ward.

---

153. Der Genius.

Der schaffende Geist des Künstlers bildet neue Gestalten, die, wie die der Natur, seelenhaft belebt sind. Den Gegensatz bilden der nüchterne Verstand, der nur Vorhandenes wiedergeben, die Wirklichkeit darstellen kann, und die frischschaffende Einbildung, welche hier etwas willkürlich als Vernunft bezeichnet wird, statt als Phantasie. In den Tabulae votivae gehen drei Epigramme vorher.*)

---

*) Verstand.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der todte kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

Schillers Gattin schrieb das Epigramm Goethe zu. Hart wird hinaus V. 3 als zwei Kürzen gebraucht.*)

154. Der Nachahmer.

Von Schillers Gattin wird das ursprünglich der Nachahmer und der Genius überschriebene Epigramm Goethe beigelegt. Es hebt einen doppelten Gegensatz zwischen dem Nachahmer und dem Genius hervor. Der Genius schafft auch aus einem schlechten, widerstrebenden Stoffe etwas Treffliches; auch das schon von andern Gebildete behandelt er wie einen noch rohen Stoff.**)

155. Genialität.

Die Werke des Genius sind unbegreiflich, wie die Werke Gottes. Das zweite Distichon geht vom Genius zu seinen Schöpfungen über, führt aber den Gedanken nur in dem Bilde von einem der Werke Gottes aus. — V. 3. Aether, wie häufig bei Schiller, vom Himmel. Sollte die frühere Lesart unergründlicher nicht vor dem in den Gedichten gegebenen unermeßlicher den Vorzug verdienen? Doch vgl. Ged. 143. 144.

*) In ist noch in den Gedichten richtig gesperrt gedruckt.

**) V. 4 begann früher „Selbst das Gebildete"; den Artikel strich Schiller weil er auch V. 3, wie bei Gutes und Schlechtes V. 1 f., fehlt.

156. Die Forscher.

Das Epigramm geht auf die in die mittelmäßigsten Köpfe gefahrene Sucht, in der Wissenschaft, besonders in der Philosophie, Entdeckungen zu machen. Vgl Ged. 174. Im Musenalmanach bildet jedes der beiden Distichа ein besonderes Epigramm; das erste ist Metaphysiker und Physiker, das andere die Versuche überschrieben. Schillers Gattin hielt beide für Goethes Eigenthum.*) — Stangen, um sie bei einem Fluchtversuche gegen den Gefangenen zu brauchen. Dem Dichter schwebt die Erzählung der Evangelisten vor, wonach die große Schar, welche, von Judas geleitet, den Heiland gefangen nimmt, „mit Schwertern und Stangen" kommt.

---

157. Die schwere Verbindung.

Goethe hat das von Schillers Gattin Schiller zugeschriebene Epigramm in seinen Herbst (Jahreszeiten 60) aufgenommen. Es ist nicht auf Jean Paul zu beziehen, dem in demselben Musenalmanach Goethes Chinese in Rom galt. Auffällt hier der Gebrauch von Genie, da das eigentliche Genie auch die

---

*) Ursprünglich stand V. 2 grausamen statt wüthenden, V. 3 greifen statt fangen, das einen wohl kaum beabsichtigten, etwas störenden Gleichklang mit Stangen bildet, V. 4 leisem Tritt. Die erste Aenderung ist bloß metrisch. Die zwei Trochäen am Anfang von V. 3 hätten auch einer Verbesserung bedurft.

Maßhaltung in sich trägt. Man erwartete dafür eher Phantasie. Vgl. Ged. 158 und zu Ged. 153. Der Name Genie war in Verruf gekommen.

---

158. Korrektheit.

Auch dieses Epigramm legt Schillers Gattin Goethe bei. In schärfster Wendung spricht es der Dichter aus, daß Freiheit von Fehlern kein Beweis von dichterischer Kraft sei, wenn auch dem wahren Genie höchste Korrektheit eigen sei. Letzteres dürfte im vollsten Sinne kaum für wahr gelten, wenn auch freilich der Drang nach höchster Vollendung dem Genie innewohnt, wie Schiller selbst zeigt, der doch häufig genug es an der letzten Feile fehlen ließ. Kaum ist zu denken, daß Korrektheit in Bezug auf das Genie von der innern Formvollendung stehe. In den Tabulae votivae folgten hier noch vier Epigramme ähnlichen Inhalts.*)

---

*) Lehre an den Kunstjünger.

Daß du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit, meidest,
Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh!

Das Mittelmäßige und das Gute.

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler;
Willst du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab.

Das Privilegium.

Blößen gibt nur das Reiche dem Tadel; am Werke der Armuth
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu sehn.

Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, stürzt auf die Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher.

---

159. Das Naturgesetz.

Es ist natürlich, daß die Schwäche sich auf die Regel beruft, nach welcher sie alles gebildet, das Genie dagegen auf die Wirkung, da es nur dem innern Triebe folgt. Anderswo nennt Schiller die Regeln die Krücken der Schwachheit, den Zuchtmeister der Verkehrtheit, die Natur und den Instinkt den schützenden Engel des Genies. Vgl. Lessings berühmte Aeußerung am Schlusse der Dramaturgie.

---

160. Wahl.

Schillers Gattin schreibt das Epigramm Goethe zu. Das Schwierigste ist allen gefallen, den Sinn des Volkes treffen und zugleich den Anforderungen der Kunst genügen; schlimm ist es vielen gefallen, da die Mehrzahl der Menschen geschmacklos ist. In der Beurtheilung von Bürgers Gedichten heißt es: „Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.“

---

161. Tonkunst.

Erschien zuerst 1800 in den Votivtafeln. Vgl. zu Ged. 152. Wie die bildende Kunst das sinnliche Leben darzustellen hat, so die Dichtkunst Ideen, die Tonkunst Empfindungen. Die

Musik hat, wie Schiller in der Beurtheilung von Matthissons Gedichten sagt, kein anderes Objekt als die Form der Empfindungen, sie ist Darstellung des Empfindungsvermögens, indem sie die innern Bewegungen des Gemüths durch analogisch äußere begleitet und versinnlicht.

---

162. Sprache.

Wir müssen uns leider zur Darstellung unserer Gefühle immer der Vermittlung durch den Gedanken bedienen, dessen Ausdruck die Sprache ist. Die Seele kann nicht unmittelbar sprechen, nur mittelbar, so daß sie eigentlich selbst gar nicht spricht.*) Vgl. die für den Karlos bestimmten Verse in unserer Erläuterung des Stückes S. 69 f.

---

163. 164. An den Dichter. Der Meister.

Schon in den Tabulae votivae folgen diese Epigramme unmittelbar auf Ged. 162. Das zweite schreibt Schillers Gattin Goethe zu. Der Körper trennt nicht die Seelen der Liebenden, vielmehr vermittelt er ihre Verbindung. Bei dem Genie, äußert Schiller (über naive und sentimentalische Dichtung), springe wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem

---

*) Nach V. 1 ist das ursprüngliche Ausrufungszeichen wieder herzustellen.

Gedanken hervor und sei so sehr mit demselben eins, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheine. — Der zweite Spruch besagt, der Schriftsteller zeige eine besondere Kunst darin, daß er durch das, was er sagt, manches im Leser anregt, was er ihn hinzudenken lasse. Einen ähnlichen Gedanken hatte der Coadjutor von Dalberg am 16. Januar 1796 in einem Briefe an Schiller ausgesprochen, nach Lesung seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. — Styl steht hier in engerm Sinne.

---

165. Der Gürtel.

Erschien zuerst 1800 in den Votivtafeln. Vgl. zu Ged. 152. Der Gürtel, den die Liebesgöttin schon bei Homer besitzt, wird hier als Zeichen der Scham gedacht, wodurch auch die Schönheit erst ihren vollen Reiz erhält. Jedes Prunken mit Reizen entstellt diese. Vgl. Ged. 95, 10 Dem Dichter schwebt hier wohl die Beziehung auf die Sprache vor, die nicht mit farbenvollen Bildern prunken, nicht durch Ueberfülle glänzen dürfe. Am Anfange des Aufsatzes über Anmuth und Würde deutet Schiller den Gürtel des Reizes als Schönheit der Bewegung. Vgl. Ged. 21 Str. 19.

---

166. Dilettant.

Das in den Tabulae votivae unmittelbar auf Ged. 164 folgende Epigramm wird gleich diesem von Schillers Gattin

Goethe zugetheilt. Schiller schrieb es eigenhändig auf einen Bogen, der mit 14 Xenien Goethes begann, wobei freilich die Möglichkeit besteht, daß es bei einem Besuche Goethes entstand, und beide daran betheiligt waren. Die ursprüngliche Ueberschrift lautete Poetischer Dilettant und V. 2 stand rühmst du dich statt glaubst du schon. In dem unter Schillers Theilnahme im Jahre 1799 von Goethe ausgearbeiteten Aufsatz über den sogegenannten Dilettantismus heißt es vom Dilettantismus der lyrischen Poesie: „Impudenz des neuesten Dilettantismus, durch Reminiszenzen aus einer reichen kultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußern geweckt und unterhalten.“

---

167. Die Kunstschwätzer.

Auch dieses Epigramm wird von Schillers Gattin Goethe zugesprochen. Die, welche ohne lebendige Einsicht über Kunst das große Wort führen, würden die wahre Kunst völlig zu Grunde richten, thäte diese nicht das gerade Gegentheil von dem, was sie fordern.

---

168. Die Philosophien.

Daß die philosophischen Systeme so rasch wechseln, kümmert den Dichter nicht. Das allen zu Grunde liegende Streben, in

das Wesen der Dinge einzudringen, wird bei allem Wechsel bestehn und die Menschheit fördern, da es ein nothwendiger Drang des Geistes ist. Die Wendung ist ähnlich wie Ged. 146.*)

---

169. Die Gunst der Musen.

Die Tabulae votivae haben dieses Epigramm unmittelbar nach Ged. 130 unter der Ueberschrift das ungleiche Schicksal. Schillers Gattin theilt es gleich Ged. 130 Goethe zu. Die vom Genius Begeisterten genießen ewigen Nachruhm, wogegen die vom Geiste Verlassenen, mögen sie auch zur Zeit sich einen Namen gemacht haben, ihren Tod nicht überleben. Vgl. Ged. 104. Mnemosyne (Gedächtniß) ist die Mutter der Musen. Es schwebt die Erzählung vom armen Lazarus vor, der nach seinem Tode von den Engeln in Abrahams Schoß getragen ward (Lukas 16, 22). Voxberger bezieht auch unser Epigramm, wie Ged. 130, auf den großen Philologen Fr. A. Wolf.

---

170. Der Homeruskopf als Siegel.

Wunderlich hat Schiller dieses Distichon, das als Lückenbüßer auf dem vierten, schon am 12. August 1796 gesetzten Bogen des Musenalmanachs steht, gleichsam als Siegel auf die Votivtafeln gedrückt. Es ist ein Epigramm im griechischen

) V. 2 stand immer statt ewig. Vgl. S. 227.

Sinne, das die Liebe zum alten treuherzigen Sänger verräth, in welchem die Natur so rein zu uns spricht, ein sinniger Einfall, der nichts mit den Votivtafeln zu thun hat. Einen Homerkopf zu einem Petschaft bestellte sich Schiller am 14. März 1790 durch deu Buchhändler Göschen.

---

171. Die beste Staatsverfassung.

Folgte im Musenalmanach unmittelbar auf das Epigramm Politische Lehre (Ged. 139). Dieses und die folgenden Epigramme bis 191 nahm erst Körner in die Sammlung der Gedichte auf. — Die Staatsverfassung darf nicht auf der Voraussetzung beruhen, daß die Menschen sittlich handeln (denn der Mensch steht vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung), aber sie muß die sittliche Erziehung möglichst befördern. Vgl. Ged. 172. Im dritten ästhetischen Briefe bemerkt Schiller, der Staat müsse einen Charakter erzeugen, der, mit dem natürlichen und mit dem sittlichen verwandt, von der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bilde und, ohne den sittlichen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem Pfande unsichtbarer Sittlichkeit diene. Vgl. auch Ged. 143. Die Ueberschrift ist hier ein nothwendiger Theil des Epigramms, wie in dem das Mittelmäßige und das Gute. (S. 279*) und sonst, was kaum zu billigen. Der Ausdruck erscheint etwas schlaff.

---

172. An die Gesetzgeber.

Der Musenalmanach bringt es unmittelbar nach dem vorigen Epigramm. Vgl. zu 171. „Auf den sittlichen Charakter kann, weil er frei ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden", heißt es im angeführten Briefe. Den Drang zur Sittlichkeit gesteht Schiller hier dem Menschen zu, aber dieser weiche im Handeln häufig dem sinnlichen Triebe. — Im ganzen, im allgemeinen.

---

173. Das Ehrwürdige.

Auf demselben Bogen des Musenalmanachs unmittelbar nach Ged. 140. Vgl. zu Ged. 171.*) In anderer Wendung drückt der Dichter denselben Gedanken aus, als in Ged. 140. Ehrwürdig findet er nicht die ganze Masse des Volks, sondern nur einzelne Menschen, in welchen die eigentliche Höhe der Menschheit zur Erscheinung kommt. Ist der Wechsel zwischen ehren und achten hier an der Stelle? — Im letzten Verse ist der Ausdruck absichtlich zweideutig. Das eigentliche Ganze ist die Masse, aber im höhern Sinne, als edle Menschheit gefaßt, tritt sie in den einzelnen hervor.

---

*) Durch Körner wurde V. 2 der Druckfehler im einzelnen statt in einzelnen verbreitet.

174. Falscher Studirtrieb.

Auf dem dritten Bogen des Musenalmanachs, unmittelbar nach dem Epigramm Jetzige Generation (Ged. 128). Vgl. zu Ged. 171. Die Masse unfähiger Köpfe, welche sich zur Philosophie drängt, um sie zu verbreiten und auf eigene Hand auszubilden, schadet der Menschheit unendlich. Vgl. Ged. 156. Besonders die Anhänger der kantischen Philosophie sind gemeint. Vgl. Ged. 98. Der beginnende Daktylus o wie viel ist hart. Die Bezeichnung des zweiten Verses dürfte kaum glücklich sein. Eulen heißen sie wegen ihres Mangels an Einsicht, und doch ist die Eule der Vogel der Göttin der Weisheit, und das Drängen zum Lichte paßt nicht auf die Eulen, ja es fallen uns dabei die Mücken ein, die vom Lichte so angezogen werden, daß sie in den Flammen umkommen. Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten I, 209 Eulengeschlecht, wie Menschengeschlecht, ja sogar der Pappeln Geschlechter Ged. 70, 63.

---

175. Quelle der Verjüngung.

Auf demselben Bogen des Musenalmanachs, unmittelbar nach dem unterdrückten, Jugend überschriebenen Epigramm:

Einer Charis erfreuet sich jedes im Leben, doch flüchtig,
Hält nicht die himmlische sie, eilet die irdische fort.

Vgl. zu Ged. 171. Die wahre Anmuth liegt im Geiste; diese bleibt auch, wenn die leibliche schwindet. Man vergleiche die

rührende Klage der Prinzessin in Goethes Tasso (II, 1). In der Beurtheilung von Bürgers Gedichten bemerkt Schiller, im verjüngenden Lichte der Dichtkunst entgehe der Geist der Erstarrung eines frühzeitigen Alters, sie sei die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Haus die unsterblichen Götter bediene. Vgl. Ged. 130. Einen Verjüngungsbrunnen, einen Jungbrunnen kennt auch die deutsche Sage; im Wolfdieterich badet die rauhe Els sich darin. Bei den Persern läßt Chiser, des Moses Reisegefährten, aus dem Quell des Lebens trinken. Vgl. Goethes Divan I, 1: „Soll dich Chisers Quell (früher Jugendquell) verjüngen."

---

176. Der Naturkreis.

Auf demselben Bogen des Musenalmanachs steht unser unbedeutendes Epigramm als Lückenbüßer nach Ged. 94. Vgl. zu Ged. 171. Die angeredete Natur wird in diesem Epigramm nicht genannt, ähnlich wie Ged. 171 die Staatsverfassung. — Du ruhige*). Vgl. Ged. 70, 193 ff. — Schließt sich, sonderbar im Sinne „bildet einen Kreis". Das Kind wird zum Greise und dieser wieder zum Kinde. — Kindisch und kindlich, indem er kindisch und kindlich wird. Das Sprichwort sagt: „Alte Leute sind zweimal Kinder." Vgl. Goethe im Vorspiel auf dem Theater zum Faust.

---

*) Der Musenalmanach schreibt das Wort klein.

177. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Auf dem vierten Bogen desselben Musenalmanachs als Lückenbüßer, zwei Seiten nach Gedicht 170. Vgl. zu Ged. 171. Der Gedanke an den Tod ist doch immer ein trüber, obgleich die Griechen ihn als lieblichen Genius darstellten. Vgl. zu Ged. 29 Str. 9. 30 Str. 18. Die Fackel des Todesgenius ist noch nicht erloschen, er will sie eben ausdrücken oder ausschleudern.

---

178. Tugend des Weibes.

Auf demselben Bogen, unmittelbar nach der Macht des Weibes (Ged. 95). Vgl. zu Ged. 171. Zum Gedanken zu Ged. 95, 1, zur Bezeichnung des Mannes Ged. 72 Str. 8, 19 ff. — V. 1. Stärkeren. Das Glück, das Schicksal, ist mächtiger als der Mensch, wenn er auch dasselbe zuweilen bewältigen kann. Vgl. Ged. 216 Str. 4, 6.*) — V. 3. Sie ist da, sie erscheinet, die Gegenwart; darin besteht ihre einzige Tugend. Vgl. zu Ged. 121. — V. 4 schließt den Wunsch an, daß die Frau immer zugleich dem Herzen und dem Auge anmuthig erscheinen möge.**)

---

*) Im Musenalmanach steht stürzet.

**) Nach V. 3. ist Punkt zu setzen. Der Musenalmanach hat Kommata nach Weib und erscheinet.

179. Die schönste Erscheinung.

Im Musenalmanach gingen unmittelbar voran Ged. 95. 178. 181. 180. 182. Die von Körner, welcher diese Gedichte zuerst aufnahm, eingeführte veränderte Folge ist rein willkürlich. Das Versmaß fanden wir schon in einem dem vorigen Jahre angehörenden Epigramme, dem Gedichte Ilias (85), angewandt. Wie die Schönheit durch den Zug des Leidens zur vollendetsten Erscheinung gelangt, so malt sich die Freude am reinsten auf einem schönen Gesicht. Das letztere, nicht auch das erstere, erklärt der Dichter hier für die schönste Erscheinung. Die Fassung ist etwas spielend und unklar. Unter der Schönheit versteht der Dichter hier nicht die bloß sinnliche, sondern eine seelenvolle, sprechende Schönheit, was freilich nicht bestimmt ausgedrückt ist. — Zu V. 1 f. vgl. Ged. 114, zu V. 3 Ged. 14 Str. 5.

---

180. Forum des Weibes.

Vgl. zu Ged. 171. 179. Die Gerichtsbarkeit des Weibes erstreckt sich über den ganzen Charakter des Mannes, da sein feines Gefühl es hierzu befähigt (vgl. Ged. 74 Str. 5**), aber nicht auf einzelne Thaten desselben, da diese aus dem Standpunkte des Mannes gewürdigt werden müssen, welcher gerade von dem des Weibes sehr verschieden ist. Vgl. Ged. 181 und 93.*)

*) Körner gab irrig V. 1 nur nie statt mir nie.

181. Weibliches Urtheil.

Vgl. zu Ged. 171. 179. „Das weibliche Geschlecht", sagt Schiller in der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen, „zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren." — Der zweite Vers beginnt sehr schwach mit einem Trochäus und nachfolgendem starken Sinnabschnitt.

---

182. Das weibliche Ideal. An Amanda.

Vgl. zu Ged. 171. 179. Eine bestimmte Person schwebt ebenso wenig vor wie bei Ged. 125—127. Den Namen der Amanda (die Liebenswürdige) nahm Schiller aus Wielands Oberon, wo Rezia also heißt. In einem Xenion (274) wird der Amanda die Almansaris aus demselben wielandischen Gedicht entgegengesetzt. In der Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen führt Schiller Hüon und Amanda am Marterpfahle als Gegenstand eines „himmlischen" Vergnügens an. Das Weib in seiner größten Reinheit wird hier als Ideal, als das Edelste der Menschheit dargestellt. Vgl. Ged. 115. 121. 150.

V. 1. Ueberall. Es wird hierbei an die Wirkung auf dem Gebiete geistigen und staatlichen Lebens gedacht. Vgl. Ged. 95.

---

*) V. 6 war der Druckfehler macht statt malt durch Körner hereingekommen.

— V. 3. Des Sieges, über das Schicksal, den sie ohne Kampf gewinnt. Vgl. Ged. 54 Str. 26, 3 f. 69 Str. 1, 7 ff. — V. 5 f. Es schwebt das Bild des Mondes vor, welcher die ihn umhüllenden Wolken vergoldet und so seine Gewalt selbst in der Trübe des Himmels zeigt. Vgl. Ged. 74 Str. 5*, 5. Das Gleichniß tritt in den Hauptsatz; nur der Gram ist eigentlich zu verstehn, was freilich etwas wunderlich ist. — V. 7 f. Vgl. Ged. 74 Str. 13*. Ged. 98, 35 ff. — Ewig nothwendig, da du immer nach innerer Nothwendigkeit handelst. — Keiner Nothwendigkeit, keinem Gesetze der Pflicht. Vgl. Ged. 74 Str. 13*, 3 f. 98, 47 f. — V. 9 f. In allem, auch dem geringsten, was du thust, spricht sich dein ganzes Wesen aus, das in sich den schönsten Einklang bildet. Vgl. Ged. 95, 7 f. 178, 3 f.*) — V. 11 f. Nie altert die Schönheit, kein Nachlaß findet bei ihr statt, Blüthe und Frucht vereinigen sich hier. Auffallend ist es, daß die vollendete Weiblichkeit selbst Blumen und Früchte bricht. — Goldene, herrliche, wie wenn Goethe im Faust sagt des Lebens goldner Baum.

---

183. Erwartung und Erfüllung.

Diese und die drei folgenden Epigramme stehen auf dem fünften Bogen des Musenalmanachs 1797, der auch die am 12. August 1796 geschriebene Dithyrambe (Ged. 46) brachte, zuerst 183 und 184, darauf 185 und 186, unmittelbar hintereinander. Vgl. zu Ged. 171. — Voll gespannter Erwartung betritt

*) V. 10 steht im Musenalmanach zärtester.

der Jüngling das Leben (Ged. 40 Str. 5), der Greis begnügt sich mit dem wenigen, was ihm zu Theil geworden. Vgl. Ged. 185. — V. 1. Die tausend Masten sollen eine große Flotte bezeichnen. Vgl. Ged. 55 Str. 6, 6. — V. 2. Still, ruhig, im Gegensatz zu dem leidenschaftlich bewegten Jüngling. — Auf gerettetem Boot! Alle seine Schiffe hat er eingebüßt, nur ein Boot ist ihm geblieben. So verliert Odysseus alle seine Schiffe, auch das letzte zerschmettert ihm der Blitz; nur dessen Mast und Kiel dienen ihm zur Rettung.

---

184. Das gemeinsame Schicksal.

Vgl. zu Ged. 183. Die Menschen hassen und streiten sich, während das Leben dahin flieht. Der nahe liegende Gedanke, daß der Mensch sein Leben in würdigerer Weise verwenden möchte, wird nicht ausgesprochen. Aehnlich schreibt Goethe einmal: „Wir sind nur einmal so beisammen.“

---

185. Menschliches Wirken.

Vgl. zu Ged. 183. Der Jüngling will ins Unendliche wirken, aber auch der Weiseste muß sich am Ende auf den engsten Kreis beschränken, wie der alte Attinghausen im Tell, der sonst überall voran war, sich jetzt ruhig zu Hause halten muß (II, 1):

Und so in engem stets und engerm Kreis
Beweg' ich mich dem engesten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu. —

V. 1 ist Eingang als Trochäus hart, der vierte Fuß sehr matt; eine Länge zwischen liegt und die wäre erwünscht.

---

186. Der Vater.

Vgl. zu Ged. 183. Die Ueberschrift deutet die Beziehung des Epigramms an. Erst dadurch, daß der Mann ein Kind erzeugt hat, schließt er sich an die ewige Kette der Natur selbstthätig an, welche diese Kraft in ihn gelegt hat. Vgl. Ged. 99, 11 ff. Goethe sagt von Wilhelm Meister (Lehrjahre VIII, 1), mit dem Gefühl des Vaters habe er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. — Der Ausdruck ist V. 2 etwas wunderlich. — Die gewaltige, deren Macht überall waltet.*)

---

187. Liebe und Begierde.

Dieses und das folgende Epigramm stehen unmittelbar hintereinander auf dem sechsten Bogen des Musenalmanachs 1797. Vgl. zn Ged. 171. J. G. Schlosser, Goethes Schwager, neigte sich zu den Frommen, namentlich zu den Stolbergen. In

*) Im Musenalmanach findet sich V. 1 stehst, wofür Körner stehest wohl nur durch ein Versehen gab, V. 2 Gewaltige, nicht gewaltige.

seiner, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg gewidmeten Schrift Fortsetzung des platonischen Gesprächs von der Liebe (1796) heißt es S. 33 f.: „Hätten Sokrates und seine Diotima nicht die Liebe selbst mit der Begierde zur Liebe verwechselt, so würde weder diese fragen können, was dann dem wird, der da liebt, noch würde jener in Verlegenheit gekommen sein, was er antworten sollte; denn beide würden dann gesehen haben, daß, wer liebt, schon wirklich alles hat, und daß nur, so lang er noch zu lieben begehrt, ihm etwas werden kann." Hierauf bezieht sich, wie schon A. Nicolovius bemerkte, Schillers nichts weniger als feiner und treffender, vielmehr Schlossers Aeußerung verzerrender Spott, dieser habe insofern ganz recht mit seiner Behauptung, als nur ein wirklich reiches Gemüth der Liebe fähig sei, welche eine völlige Hingabe an den geliebten Gegenstand bedinge. Boxberger will hier seltsamer Weise keinen Spott auf Schlosser sehn. Was soll es denn aber anders sein? Daß Schiller es nicht unter die Xenien stellte, ist freilich auffallend, aber es ist ja auch das einzige Gedicht außer den Xenien, in welchem eine bestimmte Person vom Dichter selbst angeredet wird; und die Xenien begannen erst auf dem drittfolgenden Bogen. Hätte der Dichter im Ernste Schlosser Recht gegeben, so sieht man gar nicht, weshalb er dieser Uebereinstimmung gedacht, nicht vielmehr den Gedanken ohne eine solche Beziehung ausgesprochen hätte. — Hart ist der Daktylus Recht gesagt! Warum nicht Recht so!

188. Güte und Größe.

Vgl. zu Ged. 171 und 178. Möchten Güte des Herzens und Kraft des Geistes sich immer vereinigen! Die Bezeichnung beider als der beiden einzigen Arten der Tugend ist etwas auffallend. In anderer Weise werden zwei Tugendwege Ged. 109 bezeichnet.

---

189. Die Triebfedern.

Das Epigramm stand unter den Tabulae votivae, unmittelbar vor Ged. 134. Vgl. zu Ged. 171. Gemeine Naturen werden durch Furcht getrieben, edle durch die Lust, die Freude. Vgl. Ged. 98, 47 f. Die Freude wird in ähnlicher Weise Ged. 25 Str. 4 genannt. — An rosigtem*) Band, an leichten Blumenketten. Vgl. Ged. 221 Str. 2, 10.

---

190. Naturforscher und Transzendentalphilosophen.

Das Distichon stand unter den Xenien unmittelbar nach dem astronomische Schriften überschriebenen (Ged. 144). Vgl. zu Ged. 171. Die Naturforschung und die Philosophie dürfen noch nicht gemeinschaftlich zusammen wandeln, sondern

*) Körner gab rosigem.

jede muß sich für sich entwickeln, keine darf durch die andere sich beeinflussen lassen. Vgl. Ged. 152. Auch hier ist die Ueberschrift ein Theil des Epigramms. Vgl. zu Ged. 171. Körner hätte auch die unmittelbar darauf folgende Xenie aufnehmen sollen:

An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad, finden sich beide gewiß.

---

191. Deutscher Genius.

Schillers Gattin schreibt dieses vorletzte Epigramm der Tabulae votivae Goethe zu. Kraft und Schönheit zu erringen ist dem Deutschen nicht verwehrt, sagt unser Dichter, wohl aber die französische Leichtigkeit, sein esprit, als dessen Vertreter hier die körperliche Beweglichkeit steht. Sprung, von der Fertigkeit im Tanzen. Die Tanzsprünge haben wir sammt den Namen von den Franzosen, so die Jettes, Chassés, Contretemps, Caprioles, Entrechats. In dieser leichten Beweglichkeit sind diese ganz einzig, wie sich denn ihre Tanzkunst und ihre Tanzmeister über die ganze gebildete Welt verbreiteten. Herder bezeichnete einmal den Franzosen als Tanzmarcell von jenem durch Diderot berühmten Tanzmeister Marcell. Schiller läßt die Franzosen über den Rhein hüpfen (Ged. 213, 1). Der Schluß ist eigenthümlich gewandt.

---

192. Kleinigkeiten.

Die drei ersten Epigramme standen unmittelbar hintereinander auf dem dritten Bogen des Musenalmanachs 1797, die fünf andern im folgenden Jahrgange, und zwar die vier ersten unmittelbar hintereinander auf einer Seite unter Schillers Namen, das letzte für sich unter der Chiffre E. Vgl. Band I, 194. Unter der gemeinsamen Ueberschrift Kleinigkeiten finden sie sich mit der für unsere Epigramme irrigen Jahreszahl 1795 nebst Ged. 110—114 im zweiten Theil der Gedichte.

1—3. Diese Distichen über die Versarten waren Körner vorzüglich werth. „Besonders lieb' ich die Gattung des ersten und dritten", schrieb er, „wo man an der Wahl des Bildes die Seele des Betrachtenden erkennt." — V. 1. Von Homer sagt Schiller einmal, man schwimme hier ordentlich in einem poetischen Meere. Der Hexameter reißt uns mit stürmischer Gewalt dahin, daß wir nie ausruhen, immer wie in einem unendlichen Meere dahin getragen werden. Natürlich ist hier nur von einem größern in Hexameter geschriebenen Gedichte die Rede. Das Versmaß gewährt als solches keinen Ruhepunkt. Daß jeder Hexameter einen metrischen Abschluß in sich hat, läßt der Dichter absichtlich unbeachtet. Die Ueberschrift gehört auch hier nothwendig zum Epigramm. — 2. Im Distichon wird der Pentameter als ein Nachlassen der mächtigen im Hexameter treibenden Kraft recht glücklich gedacht. Eigentlich ist der Pentameter nur durch Pausen im dritten und letzten Fuße vom Hexameter unterschieden. Rhythmus und Klang sind in unserm Distichon höchst malerisch, nur das anhebende im sehr schwach. Melodisch scheint eigentlich zu fassen, ähnlich wie der Gram Ged. 182, 6. Sollte

auch nicht dann vor drauf den Vorzug verdienen?*) — 3. Die Entstehung der Reimform der achtzeiligen Stanze, die Schiller bei der Uebersetzung Virgils, auch Ged. 33. 36. 219, später Ged. 220 angewandt hat, wird auf sinnreiche Weise erklärt. In der Vorrede zu der virgilischen Uebersetzung bezeichnet Schiller die Stanze als diejenige unter allen deutschen Versarten, wobei unsere Sprache noch zuweilen ihrer angestammten Härte vergesse und durch ihren männlichen Charakter doch noch hinlänglich verhindert werde in das Weichliche oder Spielende zu fallen. Wieland habe im Idris und Oberon gezeigt, daß sie, besonders mit einiger Freiheit behandelt, selbst für das Große, Erhabene, Pathetische und Schreckhafte einen Ausdruck habe. Schon vor Boccaccio war die eigentliche Stanze zum romantischen Epos gebraucht worden, und sie ist die stehende Form des italiänischen Epos geblieben, während die Lyrik andere Formen gefunden hat.

4—8. Wie der Dichter in jenen Distichen die Versarten anschaulich zu schildern mit Glück versucht hatte, so stellte er ein Jahr später auf Veranlassung architektonischer Gespräche mit Goethe einzelne Formen der Baukunst in ähnlicher Weise dar.**) Körner freute sich auch dieser Distichen sehr und bedauerte nur, daß Schiller nicht mit Goethe die Idee ausgeführt habe, auf diese Art die ganze Aesthetik zu bearbeiten. — 4. Den Gegensatz

---

*) V. 1 stand ursprünglich silberne statt flüssige. Beide deuten auf den Anblick des Wasserstrahls. Das die Schönheit hervorhebende silberne würde vorzuziehen sein, wäre flüssige nicht anschaulicher. Das Alliterirende ist beiden gemein, doch tritt dieses stärker bei silberne hervor.

**) Ein starker Irrthum ist es, wenn Gödeke vermuthet, Epigramm 6 habe Schiller schon im September 1795 gemacht; er deutet nämlich auf dieses eine am 13. September an Goethe gestellte Frage, die sich auf den Spaziergang bezieht. Vgl. oben S. 38 f.

des breiten, starken Pfeilers zur Spitze des ägyptischen Obelisken, dem sogenannten Pyramidion, drückt das Epigramm treffend aus. Das Pyramidion steht fest und sicher, und freut sich so hoch zu stehn. Schiller hatte wohl, vielleicht durch Goethe, von dem großen Obelisken auf dem Petersplatz zu Rom gehört. — In Epigramm 5 berichtet der Triumphbogen nur die Rede seines Baumeisters, welche die großartige Weite des Bogens bezeichnet. Der Umfang und die Pracht der Triumphbogen stiegen unter den Kaisern außerordentlich; in Rom sind noch die des Titus, des Septimius Severus und des Konstantin erhalten, von denen Schiller wohl durch Goethe vernommen hatte; der des Septimius Severus war damals noch bis zur mittlern Wölbung verschüttet. — In Epigramm 6 wird die Leichtigkeit der kühn übersetzenden Brücke treffend bezeichnet. Vgl. zu Ged. 71, 127 f., wonach Schiller wohl an den Rialto zu Venedig dachte. Die geräuschvolle rasche Bewegung drücken auch Vers, Klang und Wortstellung in V. 1 bezeichnend aus. Die Aufschrift die schöne Brücke dürfte nicht ganz entsprecheud sein. — 7. Das Thor als Ein- und Ausgang wird mit Beziehung auf die hohe Bedeutung desselben für die Entwicklung der Menschheit hervorgehoben, wobei es freilich bedenklich, daß von Wilden jetzt nicht mehr die Rede sein kann. Vgl. Ged. 54 Str. 23, 1 ff. 25, 1 ff. 71, 86 ff. 171 f. 72 Str. 20, 5 f. — Zum Gesetze, zu bürgerlichem Verbande. Die Alliteration in V. 2 wirkt sehr glücklich. — Froh. Der Bürger ist froh, einmal die Stadt hinter sich zu haben. Vgl. Ged. 71, 171 f. — Epigramm 8 hebt hervor, daß die Peterskirche in Rom nicht durch ihre ungeheuern Maße so groß sei, sondern durch die Größe des Gedankens, der dem Meister den Bau eingegeben und der auch den Beschauer daraus anspreche. Vgl. Ged. 49 Str. 4, 5 f. Schiller sagt in den zerstreuten Betrach-

tungen über verschiedene ästhetische Gegenstände: „Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, ist erhaben." Im Aufsatz über das Erhabene heißt es, dies diene zur Darstellung des Uebersinnlichen, gebe dem Gemüth einen Schwung. Goethe äußert in der italienischen Reise, die Peterskirche sei gewiß groß gedacht und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel. Im Juni 1797 hatte dieser die Geschichte der Peterskirche wieder vorgenommen, und als Schiller im folgenden Monat eine Woche bei ihm weilte, wird auch dieses großen Werkes Michel Angelos, gegen welchen der eben anwesende Hirt eine entschiedene Abneigung hatte, gedacht worden sein. Unser Epigramm fällt einige Wochen später. Zur Schlußwendung vgl. zu Ged. 143.*)

---

193. Deutschland und seine Fürsten.

Das 1797 fallende Epigramm wurde erst in neuester Zeit von J. Meyer aufgenommen. Vgl. Band I, 145. Ein freies Volk macht es dem Könige schwer groß zu sein, es nimmt ihm den größten Theil der Sorge ab: aber um so leichter ist es dem König eines solchen Volkes sich menschlich zu zeigen, sein edles Gemüth in der Förderung schöner Menschheit zu bewähren. V. 2 beginnt etwas lahm mit einem sehr schwachen Trochäus.

---

*) Im Musenalmanach stand nach hier ein Fragezeichen, das auch vor Körners Semikolon entschieden den Vorzug verdient, da ein Bedingungssatz hier zu schwach ist.

194. An die Proselytenmacher.

Auf dem achten Bogen des Musenalmanachs 1796 erschien das Epigramm in folgender Gestalt in jambischen Versen verschiedener Länge:

Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen sollet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde!
Da eben liegts, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich Euren Gott anbeten!

Die jetzige Gestalt erhielt es im ersten Theile der Gedichte. So wenig Archimedes (vgl. zu Ged. 106) einen Punkt außer der Erde finden konnte, um von da aus die Welt zu bewegen (bekannt ist sein Wort: „Gib mir, wo ich stehe!"), so wenig kann ich von der in mir liegenden Vorstellung von der Gottheit mich entfernen und auf euern Standpunkt mich stellen. In der neuen Fassung ist nur in der Ueberschrift, aber nicht deutlich genug, bezeichnet, daß es sich um die Ansicht von der Gottheit handle. Vgl. Ged. 133. 146. — V. 3 f. Vergönnt, ein launiger Ausdruck, als ob die Macht dazu ihm von den Proselytenmachern verliehen werden könnte. — Außer mir mich begeben, eine ganz neue Verbindung nach den stehenden Redensarten außer sich kommen, gerathen, setzen, wo sich Dativ ist, wenn auch außer sonst wohl mit dem Akkusativ verbunden wird. Schiller hat auch sonst so außer für aus. Sollte nicht das frühere gleich für schnell (oder sofort statt und schnell) den Vorzug verdienen?

195. Das Verbindungsmittel.

Dieses und die folgenden vier Distichen hat erst Körner aus den Xenien ganz willkürlich aufgenommen. Unser Distichon war ursprünglich die zwölfte Xenie. Goethe benutzte es für seinen Herbst (Jahreszeiten 66). Schillers Gattin theilt es Schiller zu. Es geht auf Lavater, dem auch das Xenion 21 galt:

Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel= und Schalksinn hier ach! nur zu innig vermischt.

Die Eitelkeit macht es allein möglich, daß ein hoher, reiner Geist sich zu niedrigem, gemeinem Handeln hinreißen läßt. Im Intermezzo zum Faust läßt Goethe Lavater, der im Klaren und auch im Trüben gern fischen möge, „sich auch mit Teufeln mischen".

---

196. Der Zeitpunkt.

Xenion 31. Vgl. zu Ged. 195. Schiller bemerkt in den ästhetischen Briefen von dem jetzigen Zeitalter, da das Gebäude des Naturstaates wanke, scheine eine physische Möglichkeit gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. „Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige

Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht." — Klein bezieht sich auf den Mangel eines moralischen Charakters, da, wie Schiller sagt, hier Verwilderung, dort Erschlaffung herrscht.

---

197. Deutsches Lustspiel.

Xenion 136. Vgl. zu Ged. 195. — Nur sollte am Anfang von V. 2 stehn. — Selbst, nicht einmal. Launig, als ob dies nicht viel sei. Schiller denkt hier an rein komische (lustige) Charakterstücke. Goethe äußerte, als er nach Berathung mit Schiller im Jahre 1800 einen Preis auf ein Intriguenstück setzte, es sei eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutsche Genius in rein komischen Charakterstücken nie sehr glänzend erscheinen werde. „Charakterstücke stellen uns entweder Gattungen (die molièresche Komödie), oder Individuen (die englische Komödie) dar. Für die letztere ist der deutsche Charakter an Originalen zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Zeitmoment vorüber. Die Charakterkomödie erfordert im ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters, und von Seiten des Schauspielers ein tieferes Studium, als man in unsern heutigen Tagen glaubt voraussetzen zu dürfen." Vgl. Ged. 206, 21. 25 f.

---

198. Buchhändleranzeige.

Xenion 293. Vgl. zu Ged. 195. Spott auf die Naivetät mancher Verlegeranzeigen, welche den Nutzen der anzuzeigenden

Bücher nicht genug hervorheben zu können meinen. Veranlaßt ist er durch die Anzeige der weidmannschen Buchhandlung in Leipzig vom Erscheinen der dreizehnten Auflage (1794) der Schrift J. J. Spaldings über die Bestimmung des Menschen.

---

199. Gefährliche Nachfolge.

Xenion 329. Vgl. zu Ged. 195. Das Distichon bezieht sich auf die unbesonnene Erhebung der Griechheit, durch welche Fr. Schlegel in der Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie in Reichardts Zeitschrift Deutschland (Juni 1796) die gute Sache verdarb. Die hohe Vollendung der griechischen Dichtung hatte Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung hervorgehoben. Schlegel ging in deren Vergötterung so weit, daß er behauptete, sie sei ein Vorbild und Kanon der Poesie in ihrer natürlichen Entwicklung geworden und gewesen, in ihr sei der ganze Kreislauf der organischen Entwicklung der Kunst abgelaufen und vollendet, ja auch jedes einzelne Erzeugniß derselben sei das vollkommenste in seiner Art. Vgl. Ged. 200, 5 f. — Auf den Kopf stellen soll bezeichnen, daß er die Wahrheit durch seine Uebertreibung zur Unwahrheit verzerrte. Goethe spricht von Schlegels „Rodomontaden von Griechheit".

---

200. Griechheit.

Von Schiller zum zweiten Theile der Gedichte aus den Xenien 320 (die zwei Fieber), 321 (Griechheit) und 322 (Warnung) nicht glücklich zusammengesetzt. — V. 1. Die sklavische Nachahmung der in ihre sogenannte Klassizität eingezwängten Franzosen war durch Klopstock und Lessing überwunden worden, und es hatte sich eine neue, echt deutsche Dichtung gebildet. Vgl. Ged. 220 Str. 1 f. — V. 2. Hitzig ist das neue Fieber, weil Schlegel in dithyrambischem Schwunge die Griechen vergötterte, von nichts anderm wissen wollte. — V. 3 f. deuten darauf, daß es dem Lobpreiser selbst gerade noch an dem fehlt, was den eigentlichen Vorzug der griechischen Dichtung begründet. — In den Xenien folgte auf diese drei Xenien zunächst:

Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der Deutsche doch alles zu einem Aeußersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne, schwärmt!

und nach mehrern auf einzelne Aeußerungen Schlegels bezüglichen Xenien gefährliche Nachfolge (Ged. 199).

---

201. Die Sonntagskinder.

Dieses aus den Xenien 331 (die Sonntagskinder) und 330 (Geschwindschreiber) zusammengesetzte Epigramm brachte der zweite Theil der Gedichte unmittelbar nach Ged. 200. Es geht auf die Gebrüder Schlegel, denen auch, als Kritikern, die

beiden Frage und Antwort überschriebenen Xenien in der Unterwelt (341 f.) galten:

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten und wie? —
Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

Der Dichter Johann Adolf Schlegel war der Vater der beiden Brüder. — An Sonntagen, besonders an den Sonntagen nach dem Quatember, den sogenannten goldenen Sonntagen, geborene Kinder galten als Glückskinder.

---

202. Die Philosophen.

Aus einzelnen Xenien (371—389) für den ersten Theil der Gedichte zusammengesetzt, wo zwischen 201 und 202 Ged. 204 steht.*) Vgl. zu Ged. 212. Das Ganze ist ein heiterer Spott über die philosophischen Anschauungen, die eine sichere Befriedigung nicht gewähren. Vgl. Ged. 168. Von der Prachtausgabe wollte Schiller diese Distichen ausschließen. Der Dichter läßt einen vom Verlangen nach gewisser Auskunft Begierigen, der freilich eine nichts weniger als tiefe Natur ist, in die Unterwelt zu den Philosophen herabsteigen, bei denen er aber die erwünschte

*) Im Musenalmanach hat das erste Distichon die Ueberschrift Die Philosophen, das dritte heißt Dringend, das vierte Einer aus dem Haufen, das fünfte, zwölfte und vierzehnte Ich, das sechste bis elfte Ein zweiter, Ein Dritter u. s. w., das letzte Decisum (Beschlossen), der entsprechende technische Ausdruck. Die übrigen sind, wie hier, überschrieben. Schiller hätte auch dem sechzehnten und achtzehnten Epigramm die Ueberschrift Lehrling geben müssen.

faßliche Auskunft nicht findet. Die beiden letzten Fragen stimmen nicht wohl zu den frühern. Die Bezeichnung Lehrling ist eben so wenig recht bezeichnend, als die frühere Ich genügte.

Die beiden ersten Distichen enthalten die Einleitung zu dieser luftigen und lustigen Unterhaltung im Philosophenquartier der Unterwelt.*) — Das eine, was Noth, die Gewißheit über Gott und Welt, nach dem biblischen Ausdruck (Lukas 10, 42). — Aristoteles tritt gleichsam als Vorsteher des Philosophencollegiums auf, deutet aber zugleich an, daß es sich hier nur um neuere Philosophie handle. Die in Jena erscheinende allgemeine Literaturzeitung brachte auch über die neueste Philosophie weitläufige kritische Berichte. — Hölle, wie es Schiller auch sonst von der Unterwelt braucht. Schon Goethe in der Iphigenie.

3—5. 3. Der Lehrling, der einen Grundsatz verlangt, woran er sich halten könne, weist des Cartesius (Descartes) Lehre mit leichtfertigem Spotte zurück. — V. 2. Die Philosophen geben manche Sätze für allgemein gültig aus, die nichts weniger als allgemein gelten.**) — 4, 1. So ist nach mithin überflüssig und störend, will man nicht annehmen, daß der Redende etwas stocke, was doch sonderbar wäre.***) — V. 2. Diese weitere Begründung leitet eigentlich nur die Erwiederung des Lehrlings ein; im Munde von Descartes nimmt sie sich sonderbar aus. — 5. Launiger Einwurf, daß Sein nicht nothwendig mit Denken verbunden sei.

6—11. Sechs andere Philosophen sprechen nacheinander ihre Ansichten über das wirklich Seiende aus, wobei

*) Körner gab Herrn statt Herren.

**) V. 1 stand ursprünglich vom Leibe statt vom Halse.

***) Statt des Kommas nach mithin wäre ein Gedankenstrich passender.

bestimmte Philosophen vorschweben, doch nimmt es der Dichter hierbei nicht genau, sondern läßt seiner Laune freies Spiel. — 6. Spinoza, der von Cartesius ausging, nahm eine unendliche Substanz mit unendlichen Attributen an, welche die innere Ursache alles dessen, was ist und geschieht; die Welt ist ihm Selbstdarstellung dieser einzigen untheilbaren Substanz, welche die Gottheit ist*). Die Darstellung der Grundansicht Spinozas ist nichts weniger als genau und treffend, der Ausdruck schlaff, der Rhythmus hart. — 7. Berkeley leugnete die Wirklichkeit der äußern Dinge; das Wirkliche sei bloß der Geist, die Körperwelt nur ein aus unsern Vorstellungen entspringender Schein, der in ursprünglichen, vom Geiste aller Geister, von Gott selbst bewirkten Vorstellungen seinen Grund habe. Karlos sagt II, 8, sein Gehirn treibe öfters wundersame Blasen auf. — 8. Leibniz nahm an, daß die körperlichen Erscheinungen von denen der Seele völlig unabhängig seien; alles körperliche und geistige Leben führte er auf Monaden zurück, die sämmtlich Ausstrahlungen einer ursprünglichen Monade, der Gottheit, seien. Hart ist der Daktylus keins weiß vom. — 9. Nach Kant kann die theoretische Vernunft über die Seele, Gott und die Welt zu keiner Sicherheit gelangen, vielmehr führt diese zu entgegengesetzten, scheinbar gleich berechtigten Sätzen, die von ihm als Antinomien bezeichnet wurden; wir erkennen durch die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes nicht die Dinge selbst, wie sie an sich sind (Noumena), sondern nur wie sie erscheinen (Phänomena), wobei eine wirkliche Grundlage zugestanden wird. Auffallend nennt Schiller hier die Welt (8, 1) geradezu das Ding. Vgl. oben 6. — 10. Fichte lehrte, wirklich sei nur das sich selbst und auch das Nicht-Ich setzende Ich; er

---

*) Seit Körner steht V. 1 doch irrig vor statt nach Dinge.

verstand aber unter dem Ich die ewige, allgemeine Vernunft, nicht, wie man es schon frühe mißverstand, das menschliche, endliche Ich. — V. 2 beginnt sehr hart mit als nicht gesetzt.*) — 11. Reinhold setzte an die Stelle des Erkennißvermögens das Vorstellungsvermögen. Jede Vorstellung zerlegte er in ein Vorgestelltes und ein Vorstellendes.

12—14. So wenig die sich einander widersprechenden Philosophen den Lehrling befriedigen, so wenig vermag es ein anderer, der einen praktischen Satz aufstellt. — 12, 1. Das Sprichwort heißt: „Damit lockt man keinen Hund vom Ofen." Statt aus erwartet man von. — V. 2. Erklecklich, ausreichend, förderlich, der nicht bloß Worte gibt; und fügt die Erklärung hinzu, wie 3, 2. — 13. K. Chr. E. Schmid, einer der frühesten Schüler Kants, hatte einen 1792 in zweiter Auflage erschienenen Versuch zur Moralphilosophie geschrieben nnd 1795 Bruchstücke aus einer Abhandlung über die Philosophie und ihre Prinzipien in das philosophische Journal einrücken lassen, womit Fichte in schärffster Weise verfuhr. Den Drang zum Guten, der in uns lebt, betrachtete Schmid als sichern Beweis, daß wir das Gute auch thun können. Kants Lehre, daß der Grund des Bösen unverkennbar sei, bestritt er; daß das Böse sei und sein müsse, sei ein Faktum des intelligibeln Noumenons. — 14. Da der Lehrling einen erklecklichen Satz verlangt hatte, so war der achte Philosoph wohl im Rechte, einen Satz aufzustellen, der zum sittlichen Handeln mahnt: aber jener kann auch darin nur eine der vielen nichts weniger als einleuchtenden, willkürlichen philosophischen Gedanken sehn, die zur Abwechslung von dem

*) V. 2 schloß ursprünglich „nun gut! setz' ich ein Nicht-Ich dazu."

sittlichen Triebe ausgehen, und er spottet darüber ebenso leichtfertig, wie oben 5.

15. Hume schließt das Gespräch mit den Philosophen ab, wie Aristoteles es eingeleitet hatte. Hume, von dem Kant sich so lebhaft angeregt fühlte, leugnete die Möglichkeit einer Gewißheit der Wahrheit an und für sich; für den Menschen gebe es nur eine Meinung, die wir als Wahrheit zu bezeichnen oft unverständig genug seien. Kant hatte die Gewißheit, die auch er auf dem Wege der theoretischen Vernunft nicht finden konnte, durch die praktische zu erhalten gesucht, worüber sich Hume als über einen Mangel an kühner Folgerichtigkeit ereifert. Mit unserm Distichon müßte das Ganze schließen.

16 f. Eine Frage aus dem Naturrechte. Puffendorf*) suchte das Naturrecht tiefer als Hugo Grotius zu begründen, war aber weit entfernt, es von der christlichen Moral zu lösen. Sein Naturrecht war eine philosophische Sittenlehre über die rechtlichen Verhältnisse der Menschen gegeneinander, wie denn auch sein berühmtes, in zahllosen Ausgaben und Uebersetzungen verbreitetes Handbuch de officio hominis et civis (von den Pflichten des Menschen und des Bürgers) überschrieben war. Vgl. Ged. 215 Str. 5, 9. Der Besitz gilt für rechtmäßig so lange, bis das Gegentheil erwiesen ist. Freilich ist philosophisch das Recht des Besitzes und der Benutzung nicht zu erweisen, aber eines solchen Beweises bedarf es auch nicht.

18 f. Eine Frage aus der Tugendlehre. Schiller erlaubt sich hier einen Spott über die rigoristische Lehre Kants, daß nur derjenige tugendhaft sei, welcher trotz innerer Abneigung seine

*) So schrieb Schiller. Auf den Werken des großen Rechtslehrers findet sich der Name bald so, bald Pufendorf oder Pufendorff geschrieben.

Pflicht erfülle. Er selbst stimmte darin mit Kant überein, daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit derselben nichts beweise, behauptete aber, der Mensch dürfe nicht bloß, sondern solle Lust und Pflicht in Verbindung bringen, Tugend sei gerade nichts anderes als Neigung zur Pflicht. Wer die Frage beantwortet, ist nicht angedeutet. Vgl. Ged. 98. 99. 142. 189. In den Tabulae votivae waren manche Epigramme hiergegen gerichtet; so das Der Strengling und Frömmling überschriebene:

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
  Dieser will gar, daß du liebst, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, so sei's in Gottes Namen die Tugend;
  Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeschmackt ist. —

Hart ist 19, 1 der Daktylus Rath, du mußt.

---

203. G. G.

Xenion 288, von Schiller in den zweiten Theil der Gedichte nach 202 aufgenommen. Der Dichter trug es im Januar 1796 eigenhändig zwischen die Xenien ein, mit der Ueberschrift Gelehrte Societäten. Ursprünglich hieß es V. 1 steht er nur einzeln, V. 2 stehn sie zusammen, sogleich; aber Schiller änderte schon in der Handschrift V. 1 siehst du ihn einzeln, V. 2 sind sie beisammen. Für letzteres schrieb Goethe sind sie in corpore, gleich. In dieser Form erschien das Distichon im Musenalmanach, nur daß Schiller nach wird ein dir hinzufügte. In den Gedichten ward dir in

euch verändert. Unter den gelehrten Gesellschaften sind besonders Akademien gemeint, von deren Wirksamkeit Schiller nicht viel hielt, aber auch manche städtische Gesellschaften dieser Art gab es schon damals. Einer von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt gestellten Preisaufgabe galt ein unmittelbar vorhergehendes Xenion.

---

204. Die Homeriden.

Im zweiten Theile der Gedichte (vor Ged. 202) aus den Xenien 366—368 (Rhapsoden. Viele Stimmen Rechnungsfehler) zusammengesetzt. In die Prachtausgabe wollte Schiller sie nicht aufnehmen. Es folgten aber darauf noch die Xenien:

Einer aus dem Chor.

(Fängt an zu rezitiren.)

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind,
Von Gebacknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —*)

Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Dutzend,
Und wer Astyanax sang,**) nehme noch diese von mir.

Irrig nimmt Schiller hier an, Heyne sei für die Einheit der Ilias, da dieser vielmehr behauptete, schon vor Wolf die Ansicht

*) Nach dem Anfange des neunten Buches der Odyssee mit großer Freiheit bearbeitet.

**) Astyanax heißt hier seltsam die Begegnung Hektors und der Andromache im sechsten Buche der Ilias, wo auch Astyanax auf rührende Weise erscheint.

von der Zusammensetzung der homerischen Gedichte aus einzelnen Liedern verschiedener Sänger gehabt zu haben. Vgl. zu Ged. 85.

V. 1. Ihm, Heyne. Es geht allgemein auf das Gedicht, die Ilias. — V. 2. Göttinger Würste, als heimische Gabe, da Heyne in Göttingen lebte. — V. 3 f. Unter dem Zwiste der Könige versteht er das erste Buch der Ilias, das Pest. Groll überschrieben ist; die Könige sind Agamemnon und Achill, auf die sich der horazische Vers bezieht (epist. I, 2, 14): Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi („Was von den Königen Tolles geschieht, bringt Leid den Achivern".) — Die Schlacht bei den Schiffen heißt das dreizehnte Buch. — Unter dem, was auf dem Ida geschah, ist das vierzehnte Buch gemeint, das des Zeus Trug (durch Here) überschrieben ist. — V. 6. Vierundzwanzig Würste, eine für jeden Gesang, scheinen hier doch nicht angenommen werden zu können, wie es ursprünglich in dem zweitfolgenden Xenion geschah.

---

205. Der moralische Dichter.

Xenion 11, von Schiller, gleich den folgenden sechs Epigrammen, in den zweiten Theil der Gedichte aufgenommen, wo aber das unsere mit Recht erst nach Ged. 207 sich findet. Schiller sandte es am 22. Januar 1796 an Goethe.*) Unter dem mora=

---

*) Es ist dort, wie im Musenalmanach, An einen gewissen moralischen Dichter überschrieben.

lischen Dichter ist wohl Lavater gemeint, nicht sowohl sein in Prosa geschriebener wunderlicher Pontius Pilatus oder sein Joseph von Arimathia, sondern seine gereimten Gedichte. Das unmittelbar darauf folgende Xenion (oben Ged. 195) geht unzweifelhaft auf Lavater. In die Prachtausgabe wollte Schiller unser Xenion nicht aufnehmen.

---

206. Die Danaiden.

Xenion 45, wo seine nähere Beziehung sich durch die Ueberschrift Bibliothek schöner Wissenschaften verräth. Vgl. zu Ged. 205. Unser von Schillers Gattin diesem beigelegtes Gedicht gehört wahrscheinlich Goethe an; denn in den aus dem Januar 1796 stammenden Xenienblättern steht es nach den von Schiller selbst geschriebenen Xenien von anderer Hand, wahrscheinlich von Goethes Schreiber, eingetragen. Es führt dort die Ueberschrift Dyk und seine Gesellen. Der Buchhändler Dyk führte die von dem Dichter und Kinderfreunde Weiße gegründete neue Bibliothek der schönen Wissenschaften fort; einer seiner Hauptmitarbeiter war der geistvolle Fr. Jacobs. Auch andere Xenien treffen jene Bibliothek; so das zweitfolgende:

Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student.

Die jetzige verallgemeinernde Ueberschrift ist ganz verfehlt, da das Füllen eines am Boden durchlöcherten Fasses als Strafe der

Danaiden in der Unterwelt bekannt ist, aber das Ausbrüten eines Steines statt eines Eies, das ein anderes Bild vergeblicher Anstrengung ist, mit den Danaiden nichts zu thun hat. Das Faß wird hier als ein Sieb bezeichnet. Unser Xenion bezeichnet, daß jene schon länger als dreißig Jahre bestehende Bibliothek, die „leipziger Geschmacksherberge", wie sie Schiller einmal nennt, nichts Gesundes zu Tage fördern könne. Aehnlich klagen in der Walpurgisnacht des ersten Theiles des Faust mehrere eben darauf deutende Hexen:

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waschen und blank sind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

---

207. Der erhabene Stoff.

Xenion 22. Vgl. zu Ged. 205. Es befindet sich schon auf den aus dem Januar 1796 erhaltenen Xenienblättern unter der Aufschrift Klopstock, welche die Beziehung auf den Messias unzweifelhaft macht, welcher „der sündigen Menschen Erlösung" besingt. Der bittere Spott trifft nicht recht. Vgl. Goethes Gedicht die Kränze (antiker Form sich nähernd 30).

---

208. Der Kunstgriff.

Xenion 14. Vgl. zu Ged. 205. Schiller schrieb es im Januar 1796 auf den von Goethe ihm mitgetheilten Xenienbogen

(vgl. zu Ged. 128), wo es die Ueberschrift Hermes' Romane hat und V. 1 willst du, V. 2 male steht. Es geht auf die zur Zeit beliebten, beim Streben nach sittlicher Wirkung schlüpfrigen Romane von Johann Timotheus Hermes, besonders auf den 1787 erschienenen Für Töchter edler Herkunft. Eine Geschichte, dem das unmittelbar vorhergehende Xenion galt:

Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

Schiller rechnete die Romane von Hermes unter jene „geist-, geschmack- und sittenverderbende" Romane, „die den letzten Rest gesunder Grundsätze, den unsere Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grunde richten".

---

209. Jeremiade.

Aus den Xenien 309—318 für den zweiten Theil der Gedichte zusammengestellt.*) Bittere Stoßseufzer der Freunde der

*) Die zehn einzelnen Xenien führen im Musenalmanach die Ueberschriften: 1) Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger, 2) Böse Zeiten, 3) Skandal, 4) Das Publikum im Gedränge, 5) Das goldene Alter 6) Komödie, 7) Alte deutsche Tragödie, 8) Roman, 9) Deutliche Prosa, 10) Chorus. Der allgemeine deutsche Reichsanzeiger von R. Z. Becker galt Schiller und Goethe als der echte Vertreter deutscher Plattheit, woher Schiller von Wielands plattem Gerede über die Xenien sagte, es fehle nichts, als daß es im Reichsanzeiger stünde. Auch Xenion 252 traf dieses „edle Organ".

Vergangenheit über die in der Literatur vorgegangene Veränderung. Gleim, Wieland, Klopstock waren über die neuere so glänzend sich erhebende Literatur sehr verstimmt, doch führt der Dichter hier nicht ihre Klagen, sondern die beschränkter Geister uns vor. Wieland hatte 1794 im Vorberichte zu der neuen Ausgabe seiner Werke die später sehr bereute Aeußerung gethan, er habe seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, als die Sonne unserer Literatur aufgegangen, und er beschließe sie, wie es scheine, mit ihrem Untergange. Als im Dezember 1798 Garve gestorben war, schrieb Schiller an Goethe: „Wieder einer aus dem goldenen Weltalter der Literatur weniger! wird uns Wieland sagen."

V. 3 f. klagen über die Schwierigkeit, die Philosophen und Dichter der Neuzeit zu verstehn, da der platte Menschenverstand dazu nicht mehr ausreiche. — V. 5 f. Auch Schiller war gegen die Ansicht aufgetreten, daß der Zweck der Dichtung in der sittlichen Wirkung liege, und er hatte die Bewährung der Tugend in dem ethischen Staate der Pflichten hervorgehoben, wo der einzelne Wille sich dem allgemeinen unterwerfe und sich selbst beschränke. — V. 7 f. Das Publikum wird als platt und abgeschmackt von der neuern Kritik verschrieen. Dieses klagt, es wisse sich bei der jetzt herrschenden Geschmacksrichtung gar nicht zu helfen; es dürfe weder sich natürlich gehn lassen, noch sich sittenstreng zeigen. — V. 9 f. Der damals in der Dichtkunst herrschende Ton witziger Einfalt wird als echter leipziger Witz bespottet, wie er den dortigen Stubenmädchen zu Gebote steht. An die Lustspiele Weißes, Gellerts u. a. möchte kaum zu denken sein. — V. 11 f. Die Komödie war damals so ehrbar, wie ein ehrbarer Wochenbesuch, wo nur die gewöhnlichsten Redensarten mit der Wöchnerin gewechselt werden. S i e g m u n d, wie in Gellerts z ä r t l i c h e n S c h w e s t e r n. M a s k a r i l l, wie der Be-

diente in Lessings Schatz heißt. — V. 13 f. Das Distichon trifft die Nachahmung französischer Trauerspiele, wie sie von Gottsched und seiner Schule ausgingen, ihre witzigen Antithesen und ihren unendlich sich dehnenden einförmigen Alexandriner. — V. 15 f. Romane, wie Hallers Usong, Alfred und Fabius und Kato, schweben vor. Feßler nahm sich in einem im Märzhefte 1796 des Archivs der Zeit erschienenen Aufsatze an die ästhetischen Kunstrichter der Deutschen des philosophisch-geschichtlichen Romans an, indem er bemerkte, solche historische Gemälde würden immer dankenswerth bleiben, wenn sie die geschichtlichen Lücken durch psychologische Kombinationen ausfüllten und so lehrreiche Charakterbilder darstellten. Gegen den Alcibiades von Meißner und den deutschen Alcibiades von K. G. Cramer ist Xenion 363 gerichtet. Die Natur wehrt sich gegen eine solche Mißbildung, aber der vom Romanschriftsteller aufgestellte Gliedermann muß sich alle diese Verrenkungen gefallen lassen. — V. 17 f. Die breitspurige, nichts verschweigende Prosa war nicht allein bei den Meistern der Kunst einer geistvollern Darstellung gewichen. Vgl. Ged. 164. Goethe war im vorigen Jahre in einem Aufsatze in den Horen der Klage über die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen klassisch prosaischen Werken scharf entgegengetreten, indem er auf die vielen Beispiele des Stils hinwies, an welchen junge Männer sich jetzt bilden könnten.

---

210. Wissenschaft.

Xenion 62. Vgl. zu Ged. 205. Der Dichter deutet auf die Fachgelehrten, denen die Wissenschaft vor allem als Broderwerb dient. Vgl. Ged. 106.

---

211. Kant und seine Ausleger.

Xenion 53. Vgl. zu Ged. 205. Erläuterungen, Prüfungen, Grundrisse, Wörterbücher und andere an Kant sich anlehnende Schriften hatten Schulze, Schmid, Kiesewetter, Tieftrunk, Reinhold und viele andere geliefert.

---

212. Shakespeares Schatten. Parodie.

Bereits zum ersten Theile der Gedichte hatte Schiller die Xenien 390—412 zusammengestellt.*) Schon am 31. Januar 1796 hatte er daran gedacht, die Xenien mit einer Komödie zu endigen. Unsere Xenienreihe schließt sich an die in Nachahmung der Unterwelt im elften Gesange der Odyssee gedichteten (332—393) an (vgl. Ged. 202). Bereits am genannten Tage hatte er

*) Die Ueberschriften der drei ersten Distichen lauteten: Herkules, Herakliden, „Pure Manier"; bei den folgenden wechselten Er und Ich.

in der homerischen Unterwelt eine prächtige Quelle zu Parodien entdeckt, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Wie wenig das neuere deutsche Drama den Forderungen wahrer Kunst genüge, spricht sich hier mit heiterstem Humor aus. Schiller schrieb diese Parodien im Vorgefühl seiner eigenen künftigen Leistungen.

V. 1—4. Nach der Stelle der Odyssee XI, 601 ff.:

Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Sein Gebild; denn er selber, im Kreis der unsterblichen Götter,
Freut sich der festlichen Wonn' und umarmt die blühende Hebe. —
D esen umscholl ringsher der Todten Geräusch, wie von Gevögel,
Wild durcheinander gescheucht.

A. W. Schlegel war eben mit einer metrischen Uebersetzung Shakespeares beschäftigt; die neueste, eschenburgische konnte Schiller nicht leiden, besonders wegen Eschenburgs „lächerlicher Anmaßung als Kritiker und Aesthetiker". Diese Erzphilister, die sich doch einbildeten, Menschen zu sein, sollte man nicht so gut behandeln, wie es Schlegel gethan, meinte er; käme es auf sie und ihre Hohlköpfe an, sie würden alles Genialische in Grundsboden zertreten und zerstören. Um Shakespeares Schatten läßt er nun die gestorbenen neuen Tragödienschreiber und Dramaturgen sich versammeln, natürlich nicht Lessing, den trefflichen Dramaturgen und Dichter, der nicht bei dem leeren Schattenbilde weilt.*) — V. 5 f. Die Odyssee fährt fort:

Er selbst, der düsteren Nacht gleich,
Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Senne,
Schrecklichen Blicks umschauend, dem stets Abschnellenden ähnlich.

---

*) V. 1 f. stand im Musenalmanach „erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine Uebersetzung." Herakläs schrieb Schiller, um das griechische η zu bezeichnen, aber dann mußte auch statt des ersten e ä stehn.

Die frühere Ueberschrift des Distichons spottete auf die Aeußerung Fr. Schlegels in der zu Ged. 199 angeführten Abhandlung, Shakespeares Darstellung sei nie objektiv, sondern durchgängig manierirt. Schiller deutet an, daß Shakespeare selbst in der Uebersetzung immer die Seele treffe. Der Pfeil traf noch (selbst in der Uebersetzung) das Herz. — V. 7—12 bilden den Uebergang zum neuern Drama; die vier ersten sind eine Parodie der Frage des Achilleus an den Odysseus und der Antwort des letzten (XI, 474 ff.):

> Wie, Unglücklicher, wagst du noch größere That zu vollenden?
> Welch ein Muth, zum Ais herabzusteigen, wo Todte
> Wohnen, besinnnngslos, die Gebild' ausruhender Menschen! —
> Wegen Tiresias kam ich aus Noth her, ob er mir Rathschluß
> Oeffnete, heimzukehren in Ithakas felsiges Eiland.

Die Bezeichnung ins Grab paßt nicht. — V. 2 f. Schiller denkt sich unter dem Tiresias Lessing; Shakespeare versteht ihn, und daß er dessen hamburgische Dramaturgie meine, worin er den Kampf gegen das französische Drama unternommen und eine richtigere Ansicht vom Wesen des Dramas aufgestellt, auch die Lehre des Aristoteles in ihr wahres Licht gesetzt hatte.*) — V. 12 f. Lessings Bemühung ist an ihnen verloren, da sie die Natur und die Alten nicht anerkennen. Heraufholen, von einer mühevollen That, wobei, wie im folgenden, die schon von Homer erwähnte Sage vorschwebt, daß Herakles den Kerberos aus der Unterwelt geholt.

V. 13 f. Freilich die Natur sieht man bei uns, aber die rohe und gemeine. In der Abhandlung über naive und

*) Statt den alten Kothurn stand im Musenalmanach den guten Geschmack.

sentimentalische Dichtung sagt Schiller: „Kläglich läßt sich der Affekt auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedlen Ausdruck der wirklichen erreicht, so daß uns nach einem solchen Thränenmale gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menschliches Elend gelesen hätten.“ — V. 14 f. Auffallend ist diese Frage, da im vorigen kein Grund zu der hier ausgesprochenen Vermuthung gegeben ist, vielmehr V. 10 ihr geradezu widerspricht. Shakespeare mißversteht seltsam die Antwort, gerade wie V. 23 f. Wenn er sagt, er habe aus dem Tartarus den alten Kothurn geholt, so deutet der Dichter hier auf den höhern dichterischen Schwung, den mit Shakespeare das Drama wieder genommen. Es ist hier vom wirklichen Shakespeare, nicht von seinem Schatten die Rede, und der Ausdruck rein bildlich, doch erinnert er an das Heraufholen den Kerberos aus der Unterwelt. Boxberger hat an die Schiller bekannten Frösche des Aristophanes gedacht, in welchen Dionysos zur Unterwelt herabsteigt, um einen der gestorbenen großen Tragiker heraufzuholen, da die lebenden nichts taugten. In wunderlichstem Mißverständniß hat man den Ausdruck darauf gedeutet, daß Shakespeare auch Todte habe auftreten lassen. — V. 17 f. Nichts mehr, ist zu sehn. — Tragischer Spuk, wofür man die wahrhafte Tragödie hält. — Dein geharnischter Geist, deine Tragödie, wohl mit Anspielung auf den Geist von Hamlets Vater; denn kaum dürfte darunter geradezu Hamlet zu verstehn sein. — V. 19—22. Nur derber gemeiner Spaß und kläglicher Jammer ziehen an. — Der schwarze Affekt, die Melancholie (Schwarzgalligkeit). — V. 23 f. Auch hier mißversteht Shakespeare wieder sonderbar genug die Antwort. — V. 25—34. Das bürgerliche rührende Schauspiel herrscht auf der

22*

deutschen Bühne. Neben Julius Cäsar nennt Shakespeare V. 27 f. Stoffe der deutschen Tragödie. Vgl. Ged. 84, 11 f.*) — V. 29 f. Am 31. Juli 1796 schreibt Schiller an Goethe: „Um Iffland nicht weh zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespeare lauter schrödersche und kotzebuesche Stücke bezeichnen. Sie sind wohl so gütig und lassen mir das Personal aus fünf oder sechs kotzebueschen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann." Allein Schiller konnte doch Iffland nicht ganz umgehn, und selbst wenn er auf kein bestimmtes Stück von ihm anspielte, traf er doch die ganze Gattung seiner Rührstücke. Pfarrer und Kommerzienräthe deuten auf Iffland, die Fähndriche auf Schröder; einen Major und Sekretär ließ Schiller selbst in Kabale und Liebe auftreten. — V. 31. Misere, Armseligkeit, hier von armseligen Menschen, im Gegensatz zu Heldencharaktern. — V. 33 f. Spöttische Erwiederung. Schiller deutet auf sein eigenes Trauerspiel Kabale und Liebe, auf Ifflands Hagestolze, auf Schröders Fähndrich, auf Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht oder Kotzebues Kind der Liebe. — V. 35 Die erhebende Kraft der Tragödie, wovon in Schillers frühern Aeußerungen über die Tragödie noch keine Spur sich zeigt, tritt hier sehr bedeutsam hervor. In der Abhandlung vom Erhabenen sagt er, das in der Tragödie dargestellte fremde Leiden erhebe unser Gefühl und werde pathetisch erhoben durch das Bewußtsein unserer moralischen Freiheit; wir sähen unser moralisches Selbst der

---

*) Im Musenalmanach stand Anton, was auf Shakespeares Antonius und Kleopatra, wohl nicht auf seinen Julius Cäsar, geht, statt Achill, so daß nur zwei Stoffe der alten Bühne genannt wurden. Die lateinische Form Andromacha zog Schiller hier wohl des Wolklanges wegen der griechischen Andromache vor. Erst Körner führte Andromache ein. Statt Cäsar schrieb Schiller hier und 213, 9 Cesar.

Kausalität dieses Leidens, seinem Einflusse auf unsere Willensbestimmung entzogen. — Gigantisch. Vgl. Ged. 73 Str. 3, 1 ff. — V. 37 f. Derjenige, der sich mit Shakespeare unterredet, stellt sich hier sonderbar auf die Seite des herrschenden Geschmacks, der ihm doch früher (V. 9 ff.) so sehr zuwider war, ohne daß an eine Ironie zu denken wäre. — Unsern Jammer und (unsere) Noth, die gewöhnlichen Bedrängnisse des Lebens. — Hier, die Beziehung auf die Bühne ist sehr hart. — V. 40. Entfliehet ihr euch, verlaßt ihr euer gewöhnliches Leben, wenn ihr dieses auf der Bühne sucht. In anderer Weise sagt Horaz sich selbst (seinen eigenen Neigungen) entfliehen. — V. 41. Mein Heros. Seine Kleinheit neben Shakespeares großartiger Ansicht von der Natur der Tragödie kann er nicht leugnen; aber daß er den Unterschied zwischen beiden Fällen nicht erkenne, darf er ihm nicht vorenthalten. — V. 42. Im gewöhnlichen Leben handelt das Schicksal nach Laune, aber der Dichter übt Gerechtigkeit. — V. 43 f. Auf die sittliche Wirkung legt Shakespeare hier gar keine Bedeutung; er kann es nur nicht verwinden, daß blos gewöhnliche Naturen die deutsche Bühne betreten. — Die große, die unendliche, wie V. 34 das große, gigantische. — V. 45 f. Der Dichter läßt die Schuldigen zuletzt ihre Schuld büßen, und wenn nun das Laster seine Strafe erhalten hat, so freut sich die Tugend des Zuschauers ihrer vollen Befriedigung. Schiller berücksichtigt hier nur die Fälle, wo das Laster seine Strafe erhält. Der Redende fühlt selbst nicht den Spott, der in seiner Aeußerung liegt. — Der Poet beginnt sehr lahm den Vers. Poet, ohne launigen Anstrich. Vgl. V. 42. Ged. 211, 3. 213, 14.

213. Die Flüsse.

Aus den Xenien 97. 98 und 100—113 mit der jetzigen Ueberschrift für den zweiten Band der Gedichte zusammengestellt. Ein großer Theil derselben findet sich schon auf einem von Schiller eigenhändig im Januar 1796 geschriebenen Xenienblatte. Eine (10), die aber ursprünglich nicht auf einen Fluß geht, sandte Schiller schon den 18. an Goethe.

1. Den mit Leichtigkeit über den Strom setzenden Franzosen vermag der Rhein nicht abzuwehren. Vgl. zu Ged. 191. Das Xenion ist für die Deutschen gerade nicht ehrenhaft, da sie selbst nicht den Fremden entgegentreten.*) Vgl. Ged. 227 Str. 7, 2 f. — 2. Der Niederrhein ist an geistigen Werken unfruchtbar.**) — 3. In den Xenien geht vorher das Distichon:

Donau in B** (Baiern).

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.***)

---

*) V. 2 schloß ursprünglich über den Rücken mir weg.

**) Im Musenalmanach steht V. 2 unsre Umarmung erfreut! Ursprünglich lautete die Ueberschrift Rhein bei Coblenz. Vorher ging das Xenion:

Rhein und Donau.

Warum vereint man zwei Liebende nicht? Euch verhießen aus unserm
Torus die Götter schon längst einen unsterblichen Sohn.

Die von Karl dem Großen schon beabsichtigte Verbindung würde höchst segensvoll wirken.

***) Komus hier als Gott der Festfreuden, nach griechischer Anschauung, nicht von der Komödie. — Charis. Vgl. Ged. 97, 8. 11 f.

Unser Xenion hat im Musenalmanach die Ueberschrift Donau in O** (Oesterreich). Der Dichter ließ später eines der beiden Xenien aus und gab so dem Leser die Wahl, bei dem erhaltenen an Oesterreich oder Baiern zu denken.*) Bei den Fajaken schwebt die Stelle der Odyssee VIII, 248 f. vor, wo König Alkinoos von diesen sagt:

Auch ist immer der Schmaus uns lieb und die Laut' und der Reihntanz,
Und oft wechselnder Schmuck und ein wärmendes Bad und ein Ruhbett.

Ursprünglich hatte Schiller folgendes Xenion auf die Donau gedichtet:

Gegen den Aufgang ström' ich, der Freiheit, der Musen Gefilde
Lass' ich hinter mir lang, eh' der Euxin mich noch trinkt.*)

— 4. Schon im Xenienhefte, wo aber V. 2 beginnt seit Jahrhunderten her stets noch. — Das alte Geschlecht, tüchtige Franken. Es war wohl keine bloße Artigkeit gegen Goethe, welche dem Dichter das Distichon eingab. Der erste Vers ist etwas lahm, mag man nun den vierten Fuß mit zwar oder besser mit doch beginnen. — 5. Das Xenion auf die Saale schob Schiller wohl bei der Anordnung derselben ein. Die sächsische oder thüringische, in Oberfranken entspringende Saale, zur Unterscheidung von der fränkischen (auch die salzburger Saal heißt Saale), fließt durch die Länder vieler Fürsten, bis sie zu Saalhorn bei Barby in die Elbe fällt. Das Lob der sächsischen Fürsten und Völker ist sehr allgemein, aber weitreichend, das, was von den Völkern gesagt wird, eigentlich eine Gabe der

*) Der Euxin wunderlich für das schwarze Meer, den pontus Euxinus. Auch trinkt ist sonderbar von dem einen Fluß aufnehmenden Meere. Man sagt von Völkern, daß sie den Fluß trinken, an welchem sie wohnen.

Fürsten. Aber vgl. Ged. 193. — 6. Schon im Xenienhefte, wo aber hörte und führte stand. — Leisere, stille, nicht unruhig bewegte. Daß die Lieder an der Ilm gesungen werden, ist eine starke dichterische Wendung. Goethe läßt gar „der Ilme Bach" oft die Flöte seiner Dichter hören. Vgl. seinen Epilog des Maskenballs 1818. — 7. Gleichfalls im Xenienhefte. „Die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichen Chor", schrieb Schiller kurz vorher in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Das literarisch betriebsame Leipzig, von welchem eine so bedeutsame Wirkung ausgegangen war, ist hier ganz besonders gemeint. — 8. Adelung erklärte die obersächsische und vor allem die meißnische Mundart für die reinste, und berücksichtigte in seinem Wörterbuch die Schriftsteller derselben mit übertriebener Vorliebe. Im Xenienhefte fand sich das Distichon:

Weser und Elbe.

Von der Sonne fliehen wir weg, die Grazien scheuen
Unsre Ufer, von Thors krächzenden Stimmen geschreckt.

Für krächzenden hatte Schiller zuerst lärmenden geschrieben. Das Fliehen von der Sonne war wunderlich, da von deutschen Flüssen nur die Donau nach Osten fließt. Thors krächzende Stimmen, die von Gerstenberg, Klopstock u. a. eingeführte Bardenpoesie, die indessen damals fast ganz verstummt war. Vgl. zu Ged. 76 Str. 3, 3. — 9. Schon im Xenienhefte. Berlin ist seit Ramlers und Friedrichs II. Zeiten in der Dichtung fast verstummt; das wenige, was seitdem von Berlin ausgegangen ist, rechnet der spottende Dichter für nichts. — 10. Die Weser hat auch in der Vergangenheit keiner dichterischen Leistung sich zu rühmen. Sonderbar ist der Ausruf bedenkt! — 11. Schon am 18. Januar sandte Schiller dieses auf Karlsbad bezügliche

Xenion an Goethe; es war damals die Gesundbrunnen zu N. N.*) überschrieben, und statt Flüsse stand Bäche, was Schiller ändern mußte, um das Epigramm unter die Flüsse zu bringen, obgleich die Flüsse keinen mineralischen Geschmack haben. Schiller selbst hatte Karlsbad besucht, nicht die in den schaumburgschen und waldeckschen Ländchen, die nach Gödekes Meinung ebenso gut wie Böhmen gemeint sein könnten. — 12. Im Musenalmanach überschrieben P** bei N** (Nürnberg). Das Epigramm deutet auf den 1644 gegründeten Pegnitzorden, auch pegnitzer Hirtengesellschaft, Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, gekrönter Blumenorden genannt, dem man 1744 eine ernstere Richtung zu geben suchte. Zur Zeit unseres Xenions war er ohne alle Bedeutung. — 11. Schon im Xenienhefte, wo nur geistlichen und geistlicher ausgeschrieben sind und Landen V. 2 steht. Bekannt sind die Sprüchwörter: „Unterm Krummstab ist gut wohnen", „Krummstabs Regiment der Faulheit Element." Das oberdeutsche halter gibt dem Xenion einen launigen Anstrich. — 14. Auch schon im Xenienhefte (nach Nro. 6) wo V. 2 hart schließt an Salz sehr gebricht. Ursprünglich stand V. 1 Hochstift. Der Witz spielt auf den Namen des Flusses an; das Ganze ist nicht besonders witzig. Juvavia, der alte Name von Salzburg, das an beiden Ufern der Salzach oder Salza liegt. — 15. In der Xenienhandschrift vor Nro. 13. Unter dem anonymen Fluß ist die Fulda gemeint. Der Bischof von Fulda wird hier scharf getroffen. Man erinnere sich der Darstellung des Abts von Fulda, „des Weinfasses von

---

*) Es deutet nur auf einen Ort hin, wie auch die drei Sternchen im Musenalmanach, bei denen man nicht an die drei böhmischen Bäder denken darf.

Fuld", in Goethes Götz. Erst 1752 war Fulda zu einem Bisthum erhoben worden. — 16. Schon in der Xenienhandschrift bildete dieses Epigramm den Schluß der auf die Flüsse bezüglichen; zwischen ihm und den 12 von Schiller niedergeschriebenen sollte der Schreiber noch Platz für 10 lassen. V. 2 stand statt Schätzchen Steine, in noch deutlicherer Beziehung auf Diderots sittenlosen Roman Les bijoux indiscrets, wo die Edelsteine die unsaubern Geschichten ihrer Herrin verrathen. Der Spott der im vorigen Epigramm, freilich ohne Angabe des Namens, so scharf sich verbitterte, wird hier zurecht gewiesen. Aehnlich redet Goethe seine eigenen Distichon in den venediger Epigrammen (60) an.

---

214. Der Metaphysiker.

Im Musenalmanach auf 1796 zuerst erschienen. Schiller nahm dos Spottgedicht schon in den ersten Theil der Gedichte auf. Von der Prachtausgabe wollte er es ausschließen. Die Reimform und die Länge der jambischen Verse ist hier ganz frei; einmal steht ein gleicher Reim. Die Anmaßung des Transzendentalphilosophen wird scharf getroffen. Der Dichter vergleicht einen solchen Philosophen mit einem Dachdecker, der nur so hoch gekommen, weil andere den Thurm gebaut, den er hinaufgestiegen ist. Der Metaphysiker hat nicht selbst sein Gebäude errichtet, ein anderer hat es gebaut; es beruht nur auf Annahmen*), die er

*) Worauf ist er erbauet soll nicht etwa darauf deuten, daß ganz gewöhnliche Anschauungen bei den philosophischen Lehren zu Grunde liegen, wie Ged. 215 launig ausführt. Er erbauet ist hart.

sich aneignet. — Wie kamst du selbst hinauf. Nur mit großer Anstrengung hat er dieselben in seinen Kopf gebracht. — Und seine — sehn. Und es hilft ihm alle seine leere Weisheit nichts, sie macht ihn nur anmaßend. Vgl. Ged. 99. — Schiller führt uns einen solchen Philosophen unter einem spottenden Namen vor. Hans Metaphysikus, wie Hans Narr u. ä.

---

215. Die Weltweisen.

Das Gedicht fällt, wie die Theilung der Erde (Ged. 67), zwischen den 5. und 16. Oktober 1795. An letzterm Tage übersendet Schiller diese beiden „Schnurren" an Goethe, und mit zehn andern Gedichten an demselben Tage an Cotta für die Horen, die jenes Gedicht im November, unseres im Dezemberhefte brachten. Es ist zunächst gegen Fichte gerichtet, die von Humboldt erwartete Romanze. Vgl. zu Ged. 141. Von unserm Gedichte sagt er, er habe sich darin über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheine immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehn, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben wolle. Es erschien im elften Hefte der Horen unter der Ueberschrift die Thaten der Philosophen; vom ersten Theile der Gedichte hatte Schiller es ausgeschlossen, und auch in der Prachtausgabe sollte es nicht erscheinen. Der Dichter führt hier launig aus, daß die Philosophie nichts beweise, als was der gewöhnliche Menschenverstand wisse, und keine Wahrheit lehre, die nicht in der Wirklichkeit zu finden wäre, also eigentlich ganz

unnütz sei. In der Reimform der neunversigen Strophen finden sich zunächst verschlungene Reime, und zwar neben einem einfachen ein Doppelreim (V. 1, 3 und 4 reimen), dann unmittelbar aufeinander folgende.

Str. 1. Launige Darstellung des logischen Gesetzes des Widerspruches (principium contradictionis): „Widersprechendes ist undenkbar." Der Dichter führt einen anmaßenden Philosophen ein, der selbst nicht merkt, wie sehr er sich bloß stellt, was freilich nur für eine Schnurre passend ist. Auch der ganze Ton und Ausdruck ist schnurrig. Statt zu sagen der Satz des Widerspruches, führt er beispielsweise eine den Widerspruch leugnende Behauptung an.*) — Str. 2. Freilich geben die Sinne uns die gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmungen, aber das Wesen der Dinge lehrt die Metaphysik; die metaphysischen Lehren aber, die hier beispielsweise angeführt werden, sind nichts weiter als identische Erklärungen, die dasselbe mit andern Worten besagen.**) — Str. 3. Die Möglichkeit vollendeter Dichtung, helden- und tugendhaften Handelns beweist gleichfalls die Philosophie. — V. 1. Homerus steht hier für jeden großen Dichter. — V. 6. Herz geht auf Heldenmuth und Tugend zugleich. — V. 7. ist die harte Abkürzung Lock' dem launigen Ton gemäß. Hätte Schiller an die englische Aussprache gedacht, so würde er Locke ausgeschrieben haben. Neben Locke, der die Entstehung der menschlichen Begriffe aus sinnlicher Empfindung oder dem Be-

---

*) V. 1 und 3 stand in den Horen der Satz, der Kloben. Schiller übersah in den Gedichten, daß er im zwölften Stücke der Horen Kloben in Nagel verbessert hatte. Meyer hat Schillers Verbesserung mit Recht eingeführt.

**) V. 6 änderte Schiller in den Gedichten das ursprüngliche Philosophie in Metaphysik.

wußtsein von seiner eigenen Thätigkeit nachzuweisen suchte, steht Cartesius, der alles sehr klar und deutlich Gedachte für wahr erklärte. Ursprünglich war statt Descartes Leibniz genannt. Der Dichter hat später den französischen Philosophen (Des Cartes nach französischer Aussprache) an die Stelle des deutschen gesetzt, weil er im Gegensatze zu dem neuen deutschen Weisen berühmte Ausländer nennen wollte. — V. 8. Von diesen, von Genie und Herz. — Str. 4. Die Moralphilosophie lehrt, wie es in der Welt sein sollte, während es in der Wirklichkeit ganz anders geht. — V. 1 ff. Vgl. Ged. 74 Str. 8, 1 ff. — V. 4. Sonst, mit Ausnahme der Abhängigkeit von der Stärke und Macht, wogegen der Wille nichts vermag.*) — V. 7. Vornen, eine mißbräuchliche, nach hinten gebildete Form, die auch bei Luther sich findet und von neuern Schriftstellern, auch zuweilen von Goethe, gebraucht ward. — Str. 5 f. Auch lehrt die Philosophie das Naturrecht, das freilich schon die Natur selbst ins Leben geführt hat, so daß dies unnöthige Mühe ist. — Str. 5, 2. Zu seinem großen Ziele, zur Erreichung seiner Bestimmnng, die er nur im Zusammenwirken mit andern erfüllen kann. — V. 4 f. Es sind eigentlich Vergleichungssätze. — V. 6 f. Vgl. Ged. 54 Str. 1, 26. 192, 7.*) — V. 8. Pufendorf. Vgl. oben S. 311. — Feder, dessen Grundlehren zur Kenntniß des menschlichen Willens und der natürlichen Verhältnisse des Rechtsverhaltens bis 1789 fünf Auflagen erlebten. — Str. 6, 4 f. Die Kette, welche die Menschen verbindet, der Reif, der sie zusammenhält. — V. 6—9. Hier tritt der Spott am schärfsten hervor. Die Lehre des Naturrechts

*) So statt sonst war ein Druckfehler von 1840.

**) Der Staaten stand V. 7 im Musenalmanach.

wirkt nichts, nur das Bedürfniß, das leibliche und geistige, nöthigt den Menschen zur Gründung des Staates. Der Schluß drückt den schärfsten Gegensatz zur Speculation aus.

---

216. Pegasus im Joche.

Am 20. Juli 1795 war Schiller mit unserm Gedichte beschäftigt. Vgl. Band I, 123. Es befand sich diese launige Erzählung in der ersten Lieferung des Musenalmanachs, die er den 7. August an Humboldt sandte. Dieser war durch das Gedicht sehr überrascht, da er Schiller in dieser Gattung noch nicht kannte; es sei ihm göttlich gelungen; die Erzählung eile sehr leicht und unterhaltend weiter, die Schilderungen seien überaus lebendig und charakteristisch, der Schluß von V. 84 an majestätisch und verrathe unverkennbar seine Hand. Aber eben den Schluß änderte Schiller später; ursprünglich endete das Gedicht mit einer Rede des den Pegasus besteigenden Apoll, der die Moral des Stückes aussprach. Schiller gab Körner Recht, daß dies wegbleiben müsse. Humboldt war mit der Aenderung ganz einverstanden. Der frühere Schluß habe ihm außerordentlich gefallen, doch sei ihm auch der Zweifel aufgestoßen, ob er nicht in Rücksicht auf das Ganze besser wegfiele. Körner hatte die Erscheinung Apolls am Ende nicht gebilligt und gemeint, das Stück schlösse besser mit dem Hungertode des Pegasus; aber Apoll schien dem Dichter eine unentbehrliche Person und der Hungertod ein gar zu platter Schluß. Das im Musenalmanach unter der Ueberschrift Pegasus in der Dienstbarkeit erschienene Stück wurde

schon in den ersten Theil der Gedichte zwischen Ged. 77 und 99 aufgenommen. Sehr scharf urtheilte Fr. Schlegel in seinem „Briefe an den Herausgeber von Deutschland (Reichardt), Schillers Musenalmanach betreffend“ über unser Gedicht. Schwerlich würde sich wohl Schiller in der Zeit seiner ersten Blüte, wo er die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangener zu wählen und glücklicher zu treffen gewußt habe, ein solches Gedicht verziehen haben. Man fragt erstaunt, ob Schlegel denn Schillers Anthologie gar nicht gekannt habe. „Ohne ursprüngliche Fähigkeit und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus.“ Die Xenien (306) spotten über diese Kritik:

Meine zarte Natur chokirt das grelle Gemälde.

Unser launiges allegorisches Gedicht deutet darauf, daß die herrliche Gabe der Dichtung unter dem äußern Drucke verkümmert, sie nur da wahrhaft gedeiht, wo sie ihre Schwingen unter günstigen Umständen frei entfalten kann. Man hat unser Gedicht auf geschmacklose Weise, ohne die nothwendige Freiheit der allegorischen Dichtung anzuerkennen Zug für Zug deuten wollen. In der Darstellung der verschiedenen Leiden des Götterrosses in der Dienstbarkeit soll eben nur die Verkümmerung des Dichtergeistes sinnbildlich ausgeführt werden. Sind ja Apoll und Pegasus im Grunde beide persönliche Darstellungen der Dichtung. Das Versmaß ist ähnlich dem im vorigen Gedichte. Die Länge der jambischen, meist wechselnd männlichen und weiblichen Verse ist verschieden, ebenso die Reimform; mehrfach reimen drei Verse aufeinander. Bis V. 12 haben wir vierversige Strophen derselben

Reimform, von V. 18 an kommen auch einzelne Reimpaare. Vgl. zu Ged. 30. Langbeins nnd Thümmels Weise schweben bei unserm Gedichte vor. Die Schilderungen sind nicht überall gelungen, aber der kecke, muntere Ton meist glücklich getroffen.

Str. 1, 1 f. Vielleicht soll hier der Erzählung einen launigen Ton geben. Auf den Markt im englischen Flecken Haymarket durfte nach uraltem Rechte jeder seine Frau, wenn sie der Untreue schuldig war, an einem Stricke zum Verkaufe bringen.*) — Der Musen Roß, das nur die Ueberschrift Pegasus nennt und im folgenden Hippogryph heißt. Das Flügelroß des Perseus, der Pegasus, ward später zum Musenrosse, dessen Huf am Helikon die Musenquelle Hippokrene geöffnet haben soll. Märchenhaft kommt hier das Roß in den Besitz eines Dichters, der nichts mit ihm anfangen kann und es dann gar aus Noth losschlagen will.

Str. 2, 1. Den Hippogryphen, das Roß des Zauberers Atlas, das im höchsten Norden eine Stute von einem Greife gebar (Ariost IV, 8), läßt Wieland am Anfang seines Oberon sich zum Ritte in das „alte romantische Land" satteln. Schiller verwechselt es geradezu mit dem spätern griechischen Musen- und Dichterrosse Pegasus. Unten Str. 6, 3 heißt das Pferd ohne weiteres Greif. — Hell wiehert es, eben als Dichterroß, und seinen kräftigen Muth bekundet es auch, indem es sich prächtig bäumt und so gleichsam Parade macht. — V. 3. Der Folgesatz wird frei angeknüpft. — V. 4—9. In diesem Ausrufe darf man keine sinnbildliche Beziehung suchen. Die Flügel entstellen das Thier, und könnte man für sie auch etwa die Seltenheit anführen, so ist es

*) Nach V. 2 muß Gedankenstrich oder V. 1 vor vielleicht statt des Gedankenstrichs Komma stehn. Die überlieferte Satzzeichnung ist verkehrt.

doch gefährlich sich einem solchen Rosse anzuvertrauen, so daß man es eigentlich gar nicht brauchen kann. — Häßlich steht proleptisch. — V. 15. Der Täuscher. Roßtäuscher heißen die Pferdehändler. — V. 17. „Ein Mann, ein Wort!“ Mit dieser sprichwörtlichen Redensart nimmt er das Gebot an. — V. 17. Frisch, munter; er glaubt wirklich einen guten Kauf gemacht, etwas erbeutet zu haben.

Str. 3, 4. Grimm, daß er einen Karren fahren muß. — V. 5. An eines Abgrunds Rand, wo es dem Pachter gar gefährlich scheinen mußte, da er Pferd und Karren zugleich zu verlieren fürchtete. — V. 6. Schon gut, ich will mir das merken. — V. 8. Doch deutet eigentlich auf V. 9, so daß „morgen fahr' ich Passagiere“ dem Sinne nach Nebensatz ist. — V. 10. Krabbe, launige Bezeichnung des Pegasus von seiner raschen Beweglichkeit. Man braucht den Ausdruck übertragen von kleinen sehr beweglichen Thieren und Menschen; hier aber ist es bloß launig, da wir den Pegasus uns nicht als besonders klein zu denken haben (vgl. Str. 2, 4). — V. 11. Koller, Tobsucht, hier von der Wildheit, der Tollheit (vgl. V. 6. Str. 5, 4).

Str. 4, 1. Leichtbeschwingt. Soll dies heißen „durch seine Schwingen leicht“ oder beschwingt in der Bedeutung schnell stehn, wie sonst geflügelt (Ged. 56 Str. 17, 2)? — V. 6. Stärkeren, stärker, als der äußere Zwang. Vgl. Ged. 178, 2. — V. 10 Der Wandrer. Man dächte eher an die Passagiere. — Eine sinnbildliche Deutung von Str. 3 und 4 sollte man gar nicht versuchen; nur mit äußerstem Zwange konnte man eine solche herausklauben.

Str. 5, 4. Der Tollwurm, wie Koller Str. 3, 11.

---

*) Nach V. 2 steht noch in den Gedichten ein bloßes Komma.

Der Wurm gilt als Ursache der Tollheit. Bei den Hunden soll der Wurm unter der Zunge sein; den Menschen muß er aus der Nase genommen werden. Daher das Wurmschneiden. — V. 5. Arbeit. Welche Arbeit ist hier gemeint? An den Pflug wird es ja erst später gespannt, und mit Karren und Wagen will Hans es nicht mehr wagen. Wahrscheinlich ist an schwere Fuhren gedacht.

Str. 6, 3. Steigt, hebt sich. Vgl. Str. 3, 3. — V. 3. Die letzte, bei seiner Abzehrung übrig gebliebene. — Macht, wofür Kraft (vgl. V. 8) der eigentliche Ausdruck. — V. 7. Widerstand, gegen den langsamen Gang des Stieres. — V. 8 würde man gern entbehren. — V. 9. Gram, daß es so Unwürdiges leiden muß. — Götterpferd, wegen seiner göttlichen Natur. — Str. 7, 4. Unwillig mißt er die Schuld dem Verkäufer bei, da er sich gedacht hatte, das Pferd werde doch zum Ziehen gut sein (Str. 2, 13).

Str. 8, 2 ff. Apollo, der Zithersänger (*κιθαρῳδός*), ist es, der hier, freilich in etwas modernisirter Gestalt, als reisender Sänger auftritt. Blondes, goldenes Haar wird dem Gotte auch sonst beigelegt. Ein Haarband, das Diadem oder die breitere Tänie, findet sich bei ihm nicht. Freilich übersetzt Schiller in der Dido Str. 27, 1: „Durch dessen Wellen sich ein goldnes Band gezogen", aber bei Virgil (Aen. IV, 147) ist nur von einem Zweige die Rede, und Apollo erscheint dort nicht als Zithersänger. — V. 11—13. Wie auffallend es ist, daß Pachter Hans auf einen so wunderlichen Vorschlag des reisenden Sängers eingeht, kümmert den Märchendichter nicht — Str. 9, 2. Lächelnd, vor Freude, sein Roß dem unwürdigen Besitzer listig zu entführen. — V. 4. Knirscht, mit muthiger Kraft. — V. 5. Steigt. Vgl. Str. 6, 3. — V. 6 Königlich. Vgl. Str. 2, 5.

— V. 7. Ein Geist, hier auffallend für ein geistbegabtes Wesen, da Geist sonst in solcher Weise eine gespenstige Erscheinung bezeichnet. — V. 8. In Sturmes Wehen, in stürmischer Bewegung, von dem Geräusche, welches das Entfalten verursacht.*) — V. 10. Eh der Blick ihm folgen kann, eine übertriebene Bezeichnung der Raschheit; der Dichter wollte sagen, kaum habe das Auge ihm folgen können.**)

217. Das Spiel des Lebens.

Am 11. Oktober 1796 sandte Schiller das Gedicht seinem Versprechen gemäß dem Buchhändler Spener in Berlin für seinen Guckkastenmann. Vgl. Band I, 171. Dieser Druck ist bisher noch nicht aufgefunden. Darauf erschien es im zweiten Theile der Gedichte, zwischen der ersten Gestalt der Götter Griechenlands und den Parabeln und Räthseln, mit der Jahrzahl 1796.***) Es ist ein unbedeutendes Guckkastenlied, das sich nicht recht zusammenschließt und nur sehr zufällig einzelnes hervorhebt. Die jambischen Verse sind meist 4 und $4^1/_2$ Fuß lang, nur vier einen, einer zwei Fuß länger. Die Reimform ist sehr verschieden, die Strophen von ungleicher Länge. In Str. 1 haben

*) Im Musenalmanach stand in majestätischen Wogen statt in Sturmes Wehen.

**) Der Schlußvers lautete ursprünglich „Verschwindet es am fernen Aetherbogen“.

***) Ein anderes früher zurückgelegtes Gedicht dieses Jahres (36) erschien im Musenalmanach auf 1800, eines von 1795 (219) in dem auf 1799. Ged. 34 wurde ein Jahr zurückgehalten.

wir drei reimende Verse, wogegen ein Vers ohne Reim bleibt, wie auch der erste der letzten Strophe.

Str. 1. Wer das Leben betrachten will, muß es nicht zu nahe und nur mit dem Blicke der Liebe anschauen. — Amors Fackel kommt hier doch etwas sonderbar herein. — Str. 2. Die verschiedenen Lebensalter erscheinen hier immerfort nebeneinander. Vgl. Ged. 72 Str. 6, 2 ff. 11 f. Str. 8, 19 ff. — Str. 3. Nicht allen glückt es, nur Kraft und Klugheit siegen. — V. 2 f. Vgl. Ged 69 Str. 6. — V. 5. Statt mit erwartet man in. — Str. 4. Den Glücklichen wendet sich auch die Gunst der Frauen zu. Das Bild von der Rennbahn tritt hier von neuem hervor. — V. 3. Dank. Vgl. zu Ged. 69 Str. 6, 7.

218. Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete.

Schiller sandte unser etwas gezwungenes, den Grundgedanken nicht zu lebendiger Klarheit bringendes Gedicht am 16. Oktober 1795 an Cotta für die Horen, in deren Novemberheft es zwischen Ged. 114 und 106 erschien; vom ersten Theile der Gedichte war es ausgeschlossen, ebenso von der Prachtausgabe. Man kann zweifeln, ob Schiller es wirklich an eine bestimmte Person gerichtet, obgleich die junge Freundin, der ein anderes Gedicht gewidmet ist, eine wirkliche Person, seine spätere Gattin, war.*)

*) Da Schiller in seinem Kalender unter dem 20. November 1795 bemerkt, er habe einen Brief nebst zwei Gedichten an Herrn von Heimburg geschickt, so vermuthet Gödeke, diese Gedichte seien das unsere und Archimedes und

Kraft, die Wahrheit zu erkenuen, und Muth, für sie einzustehn, muß der besitzen, der sich der Philosophie widmet; wem diese abgehen, der bleibe fern von ihr und begnüge sich mit dem Dämmerlichte, in welchem wir zufrieden hinleben, während der, welcher ohue hinreichende Kraft und Muth die Wahrheit enthüllen will, den Weg verfehlt oder in Zwiespalt mit sich selbst geräth.

V 1—4. Wie der griechische Jüngling nur nach langen Prüfungen in Eleusis zugelassen wurde, so darf sich der Weltweisheit nur derjenige widmen, der dazu gehörig vorbereitet ist. — V. 2. Das eleusische Haus, der Tempel zu Eleusis. — In die niedern Grade wurde man zu Eleusis frühe eingeweiht, nur zum wirklichen Schauen der Heiligthümer gelangte man erst spät, nach manchen Prüfungen, und gewiß nicht schon der Jüngling. — Nun ist ein Flickwort; dann oder ihn würde schon besser sein. — V. 3 f. Bereitet, vorbereitet. — Das Heiligthum. Auch der Weltweisheit wird ein Tempel vom Dichter zugeschrieben. — Verdächtig, hier für zweifelhaft, da man nicht weiß, ob er Gutes bringe. Aehnlich steht ungewiß V. 6. Das liegt aber freilich nicht an der Weltweisheit, sondern an dem, welcher sie erstrebt. Die Göttin der Weisheit wird als Bewahrerin gedacht, und so ist unter dem Heiligthum ein Tempel derselben zu verstehn.

V. 5—12. Ausführung der schweren Kämpfe, welche

---

der Schüler gewesen. Aber beide Gedichte waren bereits in den Aushängebogen, welche Cotta am 17. November an Schiller schickte, und sie befanden sich ohne Zweifel unter den Gedichten, die Schiller am 16. Oktober nebst der in demselben Hefte enthaltenen Abhandlung über die Gefahr ästhetischer Sitten an Cotta sandte. Vielleicht schickte Schiller Herrn von Heimburg zwei ihm übersandte Gedichte zurück. Einen Brief derselben hatte Schiller am 11. erhalten.

der Jünger der Weisheit zu bestehn hat. — V. 5 Deiner dort ist ein harter Daktylus; dort wäre wohl entbehrlich.*) — Wie theuer, um welchen Preis, mit welchen Kämpfen. — V. 6 tritt sehr ungelegen zwischen die beiden ersten Fragen und deren Ausführung. — V. 7 f. Verstand und Herz werden dort vielleicht in Kampf treten, der Verstand etwas lehren, was der Stimme deines Herzens widerspricht. Vgl. Ged. 98, 44. 215 Str. 3, 6. Der Dativ dir ist nicht etwa aus französischer Sprechweise genommen, sondern echt deutsch, doch könnte er hier wohl entbehrt werden. — Sinn, vom Gefühle, in derselben Bedeutung wie Herz. — V. 9 f. Der Kampf gegen den immer wieder sich hebenden Zweifel ist ein äußerst bitterer. — Unsterblich, die immer von neuem sich erhebt, worauf die Vergleichung mit der Hydra geht. Vgl. Ged. 69 Str. 14, 3 f. — Dem Feind in dir, dem Zweifel. — V. 11 f. Es fordert große Klarheit des Blickes und Reinheit des Herzens die Täuschungen, welchen wir auf dem Wege zur Entdeckung der Wahrheit uns so leicht hingeben, als solche zu erkennen und ihnen zu entsagen.**)

V. 13—16. Bist du deiner geistigen und sittlichen Kraft nicht gewiß, so lasse ab vom Streben nach Weisheit und begnüge dich mit dem glücklichen Zwielicht. — V. 13. Des Führers im eigenen Busen, des in dir selbst lebenden Gottes (vgl. Ged. 71, 148, auch oben S. 47), wobei der Dichter an Verstand und Herz zugleich denkt. — V. 14. Den lockenden Rand, von wo Erleuchtung dir entgegenscheint. Das Bild ist etwas unklar; man denkt am ersten an eine Eis-

*) Statt harrt steht im Musenalmanach harret.

**) Statt Wahrheit schrieb Schiller aus Rücksicht auf das Versmaß in den Gedichten Wahres. Bloßer Druckfehler war gesucht statt versucht.

bahn. — V. 15. Stürzten, da der Boden unter ihnen einbrach. — V. 16. Daß man auch ohne Kenntniß der Wahrheit glücklich sein könne, wird durch das Beispiel der Kindheit angedeutet; man erwartet aber eher einen allgemeinen Satz.

---

219. Poesie des Lebens. An***.

Mit dieser „gereimten Epistel" kehrte Schiller im Juni 1795 zur lyrischen Dichtung zurück (vgl. Band I, 122), doch gelang dieselbe ihm so wenig, daß er sie zurücklegte und erst drei Jahre später von neuem vornahm, wo er sie im Musenalmanach erscheinen ließ. Boxberger hat im Archiv für Literaturgeschichte IV, 273 ff. bemerkt, daß Schiller eine zurückgelegte Stelle seiner Künstler (die Band I, 501* erwähnte) benutzte. In den ersten Theil der Gedichte ward sie, zwischen Ged. 46 und 55, aufgenommen, von der Prachtausgabe ausgeschlossen. Körner hielt das Gedicht, das er zur rhetorischen Klasse zählte, für ein Bruchstück eines idealischen Briefes im höchsten poetischen Schmuck. Aber für das Gemachte und Gezwungene des Ganzen können einzelne gelungene bildliche Bezeichnungen nicht entschädigen. Die erste Strophe beginnt mit zwei Reimpaaren und schließt mit einem; dazwischen finden sich zwei vierversige Reimsysteme, worin die männlichen Verse denselben Reim haben. Die zweite beginut mit vier vierversigen Reimsystemen (nur im dritten folgt noch ein dritter Reim auf V. 2 und 4) und schließt mit zwei Reimpaaren. Die sich entsprechenden Reimverse sind nicht überall von gleicher Länge. Es herrscht hier eben dieselbe Freiheit wie in den Künstlern.

Der Dichter richtet sich hier gegen die Rigoristen, welche den ästhetischen Schein verdammen, nur die strenge Wahrheit anerkennen, indem er ihnen entgegenhält, daß sie den schönen Duft, die „Poesie des Lebens", abstreifen, und so das Leben zu einem Grabe machen, womit jene freilich sich nichts weniger als widerlegt finden dürften. Vgl. Ged. 98. 99.

Str. 1, 1—4. Nicht der Schein kann mich erfreuen, nur die reine Wahrheit. — V. 3 sollte doch wohl statt der Hoffnung der Glaube stehn, da man nur von der Zukunft hofft. — V. 5—8. Sollte auch die Kenntniß der Wahrheit mir alles Glück rauben, sollte ich auch erkennen, daß der Geist ganz an die Gegenwart gefesselt ist, von seinen begeisterten Träumen nichts in Erfüllung geht. — Möglichkeiten, von den idealischen Träumen, denen nichts unmöglich scheint. — V. 9—12. Ich werde mich darein zu finden wissen. — Der Pflicht, daß man sich nicht täuschen dürfe, sondern die reine Wahrheit überall suchen müsse. — Der Noth, der Nothwendigkeit, da die Sache nun nicht anders ist. — Desto unterwürfger, je mehr sie mit meinen Wünschen in Widerspruch steht; denn die sittliche Kraft ist um so größer, je herber die Wahrheit erscheint.*) — V. 13 f. Wer die Wahrheit nicht zu leiden vermag, kann noch weniger schwere Schläge des Lebens ertragen. Der Gegensatz zwischen Wahrheit und Nothwendigkeit ist auffallend, und daß dieser, welche doch sehr herbe sein kann, eine milde Herrschaft beigelegt wird. — Nothwendigkeit, wie Ged. 30 Str. 22, 28.

Str. 2, 1. Strenger Freund, da er nur die Wahrheit überall erkennen will, jeden Schein verdammt. — V. 2. Der Erfahrung, da du alles mit nüchtern verständigem Sinne be-

---

*) Noch in den Gedichten steht nach V. 12 irrig Komma statt Punkt.

trachtest. Der Ausdruck scheint hier weniger passend, wo man eher die strenge Forschung des Verstandes erwartet. — V. 4—13. Dadurch nimmst du dem Leben allen Reiz, läßt überall uns nur den Tod schauen. Daß alle Götter und Göttinnen bei dieser starren Lehre fliehen, wird V. 4—10 ausgeführt und zunächst nach den Liebesgöttern die Musen, Horen und Grazien genannt. — Der Horen Tänze. Vgl. Band II, 44 Anm. — Die Schwestergöttinen.*) Horen und Grazien sind verwandter Natur, da beide als heitere Lebensgöttinnen erscheinen, beide bekränzt fröhliche Tänze aufführen. — V. 9 f. Auch der Gott der Dichtung und der Träume schwindet. Der Dichter läßt statt des Entschwindens sie die Träger ihrer Wundergaben gar vernichten. — Seinen Wunderstab, den Caduceus. Vgl. zu Ged. 84, 53. Die beiden Verse würde man gern entbehren. — V. 11 f. Das Leben erbleicht, was der Dichter bildlich dadurch ausdrückt, daß der rosige Schleier, den der Traum, die Einbildung, über das Leben geworfen, davon abfällt. — V. 11. Scheint, was sie ist, dürfte zu gewöhnlich sein. Vgl. Ged. 8 Str. 3 ff.**) — V. 14—17. Selbst der Gott der Liebe sieht im Menschen dann nur das Bild des Todes. Daß der Liebesgott sich die Binde vom Auge nimmt und nun die traurige Wahrheit sieht, ist gar wunderlich, auch daß nach Amor (Cytherens Sohn. Vgl. Band I, 481†) noch die Liebe (die Liebesgöttin) genannt wird. — V. 18—21. Aller Jugendreiz schwindet, der Kuß und das Glück der Liebe erstarrt im Genusse. Vgl. Ged. 8. Auch hier ist der Ausdruck wunderlich überspannt und seltsam. — Veraltet,

---

*) Nach älterer Weise war im Musenalmanach Schwester Göttinnen gedruckt.

**) Der Musenalmanach hat nach V. 12 und 13, die Gedichte richtiger bloß nach V. 13 Punkt, nach V. 12 Komma.

wird häßlich wie das Alter. — Auf deinen Lippen selbst, wenn du eben küssen willst. — Der Freude Schwung kann nur auf die Wonne der Liebe gehn. — Versteinerung, wie vor dem Medusenhaupte.

---

220. An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Vom 6. bis 9. Januar 1800 gedichtet. Vgl. Band I, 238. Goethe wollte zum Geburtstage der Herzogin am 30. den von ihm übersetzten Mahomet auf die Bühne bringen, um die Schauspieler „zu einem wörtlichen Memoriren, zu einem gemessenen Vortrag, zu einer gehaltreichen Aktion zu veranlassen" und den Zuschauern das Bild des freilich kalten und beschränkten, aber kunstvoll gegliederten und mit allem Glanze berechneter Rhetorik ausgeführten, aus dem Geiste des Volkes herausgebildeten französischen Dramas lebendig vorzuführen. Am 6. Januar schreibt Schiller an Goethe, er habe an diesem Tage angefangen, an den von Goethe gewünschten Prolog zur Aufführung Mahomets zu denken; vielleicht schenke ihm der Himmel eine gute Stimmung, noch heute die Anlage dazu zu machen. An demselben Tage vereinigten sich beide Dichter, daß der eine seine eigene Iphigenie, der andere Shakespeares Makbeth für die Bühne bearbeitete. Den Abend des 7. verbrachte Schiller mit Schelling und dem Maler H. Meyer bei Goethe. Den folgenden Tag meldet dieser dem Freunde: „Heute denke ich mich zu Hause zu halten und einen Versuch zu machen, ob ich meine Stanzen fertig bringen kann, damit wir das Publikum mit geladener Flinte beim

Mahomet erwarten können.“ Am Morgen des 9. schreibt er, mit den Stanzen sei er noch nicht ganz im Reinen, da er den vorigen Abend nicht allein gewesen; eben sei er daran, und um sich nicht zu unterbrechen, könne er nicht, wie Goethe ihm vorgeschlagen hatte, um Mittag mit ihm eine Stunde im Schlitten fahren. Den Abend wird er Goethe das vollendete Gedicht vorgelesen haben. Es erschien noch in demselben Jahre im ersten Theile der Gedichte zwischen Ged. 69 und 212 (Shakespeares Schatten). Schiller hatte es am 30. Juni auch an Wilmans für dessen Taschenbuch geschickt, dieser aber es nicht aufgenommen, weil es in den Gedichten erschienen war. Körner fand darin besonders viel ihm aus der Seele gesprochen.

Auffallend war die Bestimmung dieser Stanzen zu einem Prologe auf der Bühne, da wir hier nur die Muse selbst uns denken können, welche Goethe als Direktor der weimarischen Bühne anredet. Aber sie wurden, wie mir jetzt unzweifelhaft ist, auch nicht auf der Bühne gesprochen, wohl nicht dieses Mißstandes wegen, sondern weil man den Herzog durch die scharfen Aeußerungen über das französische Drama zu verletzen fürchtete, ja vielleicht hatte dieser vom Prolog gehört und sich dagegen erklärt. In keinem der Berichte über die Aufführung Mahomets ist dieses Prologs gedacht. Goethes Uebersetzung erschien ohne denselben. In Schillers Kalender wird unter dem 30. Januar 1800 nur der Aufführung Mahomets gedacht.

Das Ganze ist weder glücklich gedacht, noch mit frischer Kraft und lebendiger Anschaulichkeit ausgeführt. Und wenn das deutsche Drama sich von neuem so mächtig erhoben hatte, wie der Dichter behauptet, was bedurfte es dann der Vorführung des französischen auf der Bühne? Mit der Aufführung des Stückes war es ja mehr auf die Gewöhnung der Schauspieler und der Zuschauer

auch an diese gebundene Form abgesehen, und vor allem war der Wunsch des Herzogs Karl August maßgebend, dem diese Aufführung ein wahrer Triumph, eine warme Herzenssache war.

Str. 1. Verwunderung, daß der Befreier der deutschen Muse das sogenannte klassische Drama der Franzosen wieder auf die deutsche Bühne bringe. — V. 1 f. Vom falschen Regelzwange, der Franzosen. Die eigentliche Befreiung verdanken wir freilich Lessing. — Natur bestimmt Wahrheit näher. — V. 3 f. Weitere Ausführung von V. 1 f. Die Befreiung der Bühne vollbrachte er durch seinen Götz, den er als Jüngling schrieb. Der Vergleich mit Herkules, welcher die Schlangen erwürgte, die ihn in der Wiege ersticken wollten, ist doch etwas sonderbar. Der Genius ist ja vom Kinde in der Wiege verschieden. — V. 5 f. Die reine Priesterbinde deutet auf die echte Kunst, zu welcher Goethe in Iphigenien und Tasso sich emporgeschwungen, die er auch in so manchen andern Werken bekundet hatte. Der Ausdruck ist etwas matt. — V. 7. Zertrümmert, durch Lessing und Goethe. Parallel damit steht der Relativsatz zu Aftermuse, welcher auf die entschiedene Gegenrichtung der Zeit deutet.

Str. 2 f. Auf der Bühne herrscht jetzt echt deutsche wahre Kunst, wie sie im Zeitalter eines Ludwig XIV. sich nicht bilden konnte, welches das sogenannte klassische Drama der Franzosen schuf. — Str. 2, 2. Götzen, falscher Kunst. — V. 3. Muthig, selbstbewußt, ohne Furcht. — V. 4. Pindus. Vgl. Band I, 498. — V. 5—8 sind eigentlich als Begründung (denn) zu fassen.*) Der bildliche Ausdruck V. 5

*) Im ersten Drucke stehen Kommata nach den ersten sechs Versen, wie er überhaupt nur Kommata hat, mit Ausnahme des Schlusses der Stanzen. Es ist nach V. 4 Semikolon zu setzen.

ist nicht besonders glücklich. Statt der Künste erwartete man eher die Musen oder etwa Apollo. Das wiederholte selbst fällt unangenehm auf. — V. 7. Der Spur der Griechen und der Britten, welche der Natur folgten. — V. 8. Bessern, im Gegensatz zu sklavischen Fesseln, in denen die Kunst geht, wie bei den Franzosen, deren Aftermuse am Anfange von Str. 3 näher bezeichnet wird. — Str. 3, 1—4. Unter der despotischen Herrschaft eines Ludwig konnte keine edle Kunst erstehn. — Die eitle Aftergröße, der falsche, auf Nichtiges gerichtete Schein. — V. 5 f. Aus eigener Kraft entstammt sie, kann nicht durch irdische Macht verliehen werden. Vgl. Ged. 76 Str. 1, 5 f. — V. 7 f. Ohne Wahrheit und Freiheit gedeiht sie nicht.

Str. 4. Deshalb kannst du nicht beabsichtigen, uns wieder in jene alten Fesseln zu schlagen. Auch wäre es ja Thorheit, die Zeit zurückschrauben zu wollen. Drum bezieht sich auf die drei ersten Stanzen. — V. 1. Das Spiel, von jedem Drama. Spiel der alten Zeit, den Mahomet. — V. 3. Charakterlose Minderjährigkeit bezeichnet die frühere Urtheilslosigkeit, welche sich dem französischen Geschmacke fügte. — V. 5—8. Dieser Gedanke steht hier sehr überflüssig. — V. 6. Zu fallen, um es zurückzuhalten. — V. 7. Geflügelt, rasch. Vgl. Ged. 58 Str. 4, 8. Stunden, die Horen. Vgl. Ged. 54 Str. 20, 5. — V. 8. Sofort tritt das Neue an die Stelle des Alten. Nach V. 7 ist das ursprüngliche Komma wieder herzustellen Im Tell sagt Attinghausen (II, 1): „Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte, das Würdge scheidet.“ (IV, 2) „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Str. 5. Die Beschränkung des Ortes ist geschwunden, das rhetorische Pathos der Natur gewichen, die

beschränkten Anstandsregeln gefallen. — V. 1 f. Man erwartete auch die Einheit der Zeit erwähnt zu finden. Vgl. Ged. 49 Str. 5, 4 ff. Die Stellung des jetzt vor ist fällt unangenehm auf. — V. 7 f. hängen genau mit V. 6 zusammen; V. 8 ist eigentlich Begründung von V. 7. — Die freien Töne. Das Beiwort sollte eigentlich adverbiale Bestimmung zum Zeitwort sein.

Str. 6 f. Aber das Drama muß die rohe Wirklichkeit von sich fern halten, nur idealische Gestalten darf es darstellen. — V. 1. Thespis' Wagen. Vgl. Ged. 30 Str. 17, 16 (Band I, 535). — V. 2. Acherontschen Kahn. Vgl. Ged. 53 Str. 3, 7. 69 Str. 14, 7 (Band I, 397). — V. 2. Idole, Scheinbilder (bei Homer heißen die Schatten der Todten εἴδωλα), erklärt Schatten. — V. 5 f. Das Bild ist doch etwas wunderlich. — Flüchtgen, leicht hinschwebenden. — V. 8. Siegt, gewinnt das Uebergewicht. Vgl. den Schluß des Prologs zum Wallenstein. — Str. 7, 1. Der Szene ist ein etwas lästiger Zusatz. Vgl. Str. 9, 1. — V. 2. Wird aufgethan, soll sich eröffnen. — V. 3 f. Hier kommt es nur auf Rührung an, welche aus dem Herzen, nicht aus der sinnlichen Erregung stießt. Der Ausdruck ist etwas stark übertrieben und dunkel. — V. 4—8. Nicht durch äußere, sondern durch innere Wahrheit will die Tragödie rühren. In den ästhetischen Briefen sagt Schiller: „Nur so weit er aufrichtig ist, d. h. sich von allem Anspruch auf Realität lossagt, ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken. — Der Name der Muse der Tragödie wird hier und Str. 10, 8 mit deutscher Betonung auf der vorletzten Silbe gebraucht. Außerordentlich matt ist V. 6.

Str. 8 f. Jetzt ist die Bühne verwildert, so daß die Kunst leer ausgeht, die nur noch in dem französchen Drama zu finden. Auffällt, daß nicht der Entweihung des Dramas durch gemeine Natürlichkeit gedacht, sondern die Schuld der schrankenlosen Phantasie beigemessen wird. Auch der ganze Uebergang ist sehr hart. — V. 3. Wie die Welt, die jetzt in arger Verwirrung ist. Es stimmt dies nicht mit Str. 2, 1 ff., die auf die wirklichen Erfolge des echten deutschen Dramas deuten; auf die Schauspielkunst dies zu beziehen, geht nicht an. — V. 5. War, seit dem Beginne des klassi chen Dramas. — V. 6. Erschwang, erreichte durch sein Aufschwingen. — Ihr hohes Urbild, die echte idealische Kunst. — V. 7 f. Er hält an den einmal festgesetzten Regeln unverrückt fest. Der Ausdruck ist auch hier gezwungen. — Str. 9. Die drei Einheiten werden hier gar nicht erwähnt. — V. 2—4 deuten die kunstmäßige, stets gehobene Sprache an. — V. 5—8. Das Ganze ist harmonisch schön gegliedert, ein vollkommen einheitliches Kunstwerk. Unter der Bewegung V. 8 ist die Aktion zu verstehn. Die ganze Strophe scheint nichts weniger, als lebendig anschaulich.

Str. 10. Das französische Drama soll uns nicht zur Nachahmung dienen, da seine Kunst eine falsche ist, es soll uns nur an kunstmäßige Darstellung im Gegensatz zum herrschenden Naturalismus gewöhnen. — V. 1. Zwar wirkt sehr ernüchternd. — V. 2—4. Begründung von V. 1. Statt zu sagen: „der wahre Kunstsinn verschmäht sie", hebt Schiller einen Zug der Unnatur des klassischen Dramas der Franzosen hervor, die steife Förmlichkeit. Die Verse stehen gleichsam parenthetisch. Matt ist die Bezeichnung des wahren Kunstsinnes durch die Umschreibung „der Sinn, der nur das

Wahre preist". — V. 5–8. Er soll nur den schlechten Naturalismus verscheuchen, wie eine gespenstige Erscheinung. Das Bild ist wunderlich. — Reinigen zum würdigen Sitz, durch Reinigen würdig machen. — Der alten, der echten, wie sie bei den Griechen war.

---

221. An Demoiselle Slevoigt.

Das zum 10. Oktober 1797 gedichtete Hochzeitlied ward zuerst als „Reliquie von Schiller" im rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1812 von Hufeland, dem Verfasser der Makrobiotik, mitgetheilt. Hufeland war schon in Jena, wo er bis zum Anfang des Jahres 1800 weilte, mit Schiller befreundet. Auch mit Dr. Sturm und der Familie der Braut desselben wird er in näherer Beziehung gestanden haben.*) Die Braut war wohl die Tochter des Buchhändlers Slevoigt in Jena, des Schwagers von Bertuch, des Sohnes des Försters Slevoigt zu Waldeck im Amte Bürgel, den Goethe kurz nach seiner Ankunft in Weimar besuchte. Der Sohn war Bertuchs akademischer Freund; um die beiden Töchter bewarben sich Bertuch und der Maler Kraus. Bertuch heiratete seine Geliebte 1776. Unter der mütterlichen und den schwesterlichen Freundinnen, welche das Gedicht der schei=

*) Auch im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1812 (von Schillers Gattin mitgetheilt?), etwas abweichend. Nach Pappes Lesefrüchten vom Felde der neuesten Literatur III, 497 f. (1826) wäre es zuerst in den Unterhaltungsblätter für Welt= und Menschenkunde erschienen, die es der ausgezeichneten Frau verdankten, an die es „vor längerer Zeit" von Schiller gerichtet worden, aber die Unterhaltungsblätter begannen erst 1824. Der aus ihnen gemachte Abdruck bei Pappe stimmt mit dem rheinischen Taschenbuch.

denden Braut widmen, darf man nicht die Mutter und die Schwestern verstehn, sondern eine ältere und jüngere Freundin, wie deutlich Str. 1, 8 zeigt; denn, um der wunderlichen Zusammenfassung nicht zu gedenken, für die Mutter und die Schwester wäre die Bezeichnung als Freundinnen ganz ungehörig. Die Freundinnen sprechen ihre Freude aus, daß die Braut, die sie so schön heranblühen gesehen, das glücklichste Loos in der Liebe eines würdigen Mannes gefunden, und ihre Bereitwilligkeit, gegen diesen zurückzustehn (Str. 1). Die flüchtige, sorgenlose Jugend ist für sie vorüber, ein ernstes Band umschlingt sie, aber für ein schönes Herz wird dieses Band leicht (Str. 2). Und wenn sie ihre Güte und Reinheit, wenn sie wahre Weiblichkeit sich immer bewahrt, so wird das Glück, das sie heute empfindet, nimmer von ihr weichen (Str. 3) Die ernste Mahnung statt eines freundlichen Glückwunsches schließt sich etwas herb an; es müßte wenigstens bestimmter die Ueberzeugung ausgesprochen sein, daß die Freundin stets die reine Weiblichkeit bewahren und sich dadurch des Lebens höchstes Heil gewinnen werde. Die Strophenform ist dieselbe, wie Gedicht 57 und 69, nur daß dort die Verse trochäisch sind. In Ged. 64 geht das vierversige System voran und auf die männlichen Verse folgen die weiblichen. Das Hochzeitgedicht an Henriette Sturm vom Jahre 1784 (Band I, 54 ff.) ist in derselben sechsversigen Strophe geschrieben, welche den Anfang unserer Strophe bildet.

Str. 1, 2. Hymens Blumenwege können hier nur auf die Reise zum Wohnorte des Bräutigams gehn, insofern diese Reise eine wonnige ist und Hymen, ihre Verbindung, sie dorthin führt. — V. 3 f. beziehen sich auf die geistigen und körperlichen Reize, welche sie des Glückes der Liebe so würdig machen. — V. 7. Dein schönes Loos, das dir bestimmte Liebesglück. —

V. 8 f. Weicht, überläßt dich. — Dem süßen Gott, Amor, nicht Hymen. — V. 10. Selbständige Sätze statt relativer Verknüpfung. Der Vers ist müßig und matt.

Str. 2, 1 deutet die Pflichten als Gattin und Mutter an. Vgl. Band I, 56. — V. 2. Des Kranzes, den sie eben als Braut noch trägt. — V. 3. Ernst, da er auf die kommenden Sorgen hindeutet. Vgl. Ged. 72 Str. 8, 11 f.*) — V. 5. Freien, im Gegensatz zur jetzigen Gebundenheit. — Flüchtge, rasche, muntere. — V. 6. Fliehend. Sie scheinen zu fliehen. Anstößig ist flüchtge — fliehend, wie auch die Wiederholung von ernst (V. 3. 7). — V. 8. Wo, wogegen. — V. 9 f. schleppen etwas nach. — Aus Blumen nur geknüpft, eine Blumenkette, wie Blumenweg (Str. 1, 2), Blumenleiter (Ged. 30 Str. 30, 4). Vgl. Ged. 189, 2.

Str. 3, 1. Das Geheimniß, das geheime Mittel. — V. 2. Unzerrissen, stark für unverwelkt (V. 5). — V. 6. Der Scham. Vgl. Ged. 94, 4. 165, 2. — Hold wird die Scham auch Ged. 33 Str. 3, 4 genannt. — V. 7 f., die sich auf V. 5 beziehen, sind eher störend als fördernd. — V. 9 f. sprechen in anderer Weise dasselbe wie V. 4—6 aus. Vgl. Ged. 74 Str. 9 d. 95, 4. 7 f.

---

222. Der griechische Genius an Meyer in Italien.

Auf dem fünften Bogen des Musenalmanachs auf 1797 der Mitte August 1796 ausgedruckt war. Erst Körner nahm das

*) Im rheinischen Taschenbuch steht holde, das Schiller später in ernste änderte trotz V. 7.

Distichon auf. Goethes und Schillers Freund, der Maler H. Meyer aus Stäfa, war Ende 1795 zu weiterer Ausbildung seiner Kunstkenntniß auf einige Zeit nach Italien zurückgekehrt, wo Goethe mit ihm zusammenzutreffen hoffte. Zu unserm Distichon vgl. Ged. 87 und 89 Str. 2. „Es ist etwas Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst zu studiren, oder daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist", schrieb Goethe an Schiller.

---

223. Einem Freunde ins Stammbuch.
Herrn von Mechel aus Basel.*)

Vgl. Band I, 269. — V. 1 f. Vgl. Ged. 71, 193 f. Zu dem zweiten unerschöpflich ist aus an Reiz und immer erneuerter Schönheit ein ähnlicher Begriff zu ergänzen, etwa an reizenden Gebilden. — Ewige Jugend, die aus dem Genusse der Natur und Kunst fließt. Vgl. Ged. 175.

---

224. In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes.

Zuerst von Schillers Freund Conz mitgetheilt im Morgenblatt vom 8. April 1808. „Ein nunmehr verstorbener Mann", heißt

*) Gedruckt unter dem von Haller 1805 gezeichneten und gestochenen Portrait von Christian von Mechel und im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806; die Verse wurden von Körner aufgenommen.

es daselbst, „hatte sich ein sogenanntes Stammbuch, und zwar, weil er ein Freund der Kunst war, in Großfolio machen lassen, indem auf diese Weise recht schöne Zeichnungen darin Aufnahme finden konnten. Verschiedene Künstler, von denen ich nur Füger, Hartmann und Mecchau hier nenne, haben dazu kontribuirt. Da der Verstorbene auch ein Freund der Dichtkunst war, so erhielten mehrere Dichter, wie Goethe, Wieland, Schiller, ebenfalls einen Platz darin, und der letztere schrieb folgenden Vers hinein: Die Weisheit wohnte sonst u. s. w."*) Der Freund war nach Gödekes Vermuthung der Kaufmann Heinrich Rapp, in Stuttgart, den Goethe daselbst 1797 sah; das Gedicht gehört in das Jahr 1793. Daß der Maler Ferdinand Hartmann nicht gemeint sei, hätte Gödeke der Mittheilung von Conz entnehmen können.

V. 1. Foliobogen, wie in Folianten. — V. 2. Ein Taschenbuch, ein Stammbuch in Taschenformat. Der Gebrauch der Stammbücher war seit dem sechzehnten Jahrhundert ungemein verbreitet. Eine schöne Sammlung derselben besitzt die weimarische Bibliothek. Karl August vermehrte dieselbe im Jahre 1803 durch einen bedeutenden Ankauf. Aber freilich waren diese Stammbücher nicht alle in Taschenformat. — V. 3 f. Die wissenschaftlichen Bücher haben ein kleineres Format angenommen, und sogar in Almanachen wird die Wissenschaft verbreitet, wo sie freilich leicht behandelt werden muß, da die weitern Leserkreise nichts Schweres dulden. — V. 7 f. Die launige Frage bezieht sich auf die Stärke des Buches, da nicht anzunehmen, daß mehrere sich auf derselben Folioseite einzeichneten.

---

*) V. 3 steht richtig Kleinre statt Kleine.

225. Das Geschenk.

Am 1. März 1796 erhielt Schiller zwölf Bouteillen Rheinwein von seinem Gönner, dem Koadjutor von Dalberg in Erfurt, wofür er am 7. bei Uebersendung eines Heftes der Horen dankte. Damals schrieb er wohl unser Epigramm, das sich auf dem dritten Bogen des Musenalmanachs auf 1797 abgedruckt findet. Durch die Xenien waren die beiden Dichter in die Gewohnheit gekommen, ihre Gedanken in Distichen auszusprechen. Wir haben hier eigentlich zwei voneinander unabhängige Epigramme.

V. 1. Ring und Stab, die Schiller einmal die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amts nennt. Die Flaschen hatten das Wappen des Kirchenfürsten auf dem Siegel oder auf dem aufgeklebten Blatte. Dalberg war damals Koadjutor von Mainz, Worms und Constanz und Erzbischof von Tarsus. — V. 2. Den wohlfeilen Witz konnte Dalberg kaum übel deuten. — V. 3 f. Die Muse gewann ihm die Flaschen, da Dalberg damit wahrscheinlich die am 1. Februar erfolgte Sendung des Musenalmanachs erwiederte. — Die Muse schickt dich, insofern Dalberg selbst Schriftsteller und Gelehrter war.

---

226. Wilhelm Tell.

Am 22. April 1804 schrieb Schiller diese Stanzen in die jetzt in der Hofbibliothek zu Aschaffenburg aufbewahrte Handschrift des Wilhelm Tell, die er am 25. an Dalberg sandte.

Sie erschienen zuerst im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1807. Das Ganze stellt die Befreiung der Schweiz dem wilden Umsturze blutiger Wuth entgegen; der Dichter lehnt es entschieden ab, seines neuen Dramas wegen als Freund des Umsturzes angesehen zu werden.

Str. 1, 1 f. sollen den Anfang der Bildung von Parteien im Volke schildern, die immer leidenschaftlicher gegeneinander entbrennen. Kriegsflammen ist hier fast irreführend. — V. 3 f. Der Gerechtigkeit Stimme wird übertäubt von der Wuth. — V. 5. Die Laster, welche bisher von dem Gefühl für Recht und von frommer Scheu gefesselt in der Brust ruhten, brechen los. Vgl. Ged. 71, 143 ff. 72 Str. 16, 21 ff. — V. 6. Rührt, um es zu vernichten. — V. 7. Den Anker, das Gefühl für Recht, Gesetz und Ordnung.*)

Str. 2, 1. Attinghausen nennt im Tell (IV, 2) die Schweizer „ein harmlos Volk von Hirten". — V. 2. Den Schweizern stellt er die französischen Republikaner entgegen. — V. 3. Walther Fürst sagt im Tell (II, 2):

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen. —
Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber! —
Es sehe
Der Kaiser, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn:
Denn billge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt. —

*) Die vor Str. 1, 8 und Str. 2, 6 von Schiller gesetzten Gedankenstriche sind unnöthig.

V. 5. Das wiederholte selbst ist anstößig. — V. 6. Ist unsterblich, kann nicht untergehn, sondern wird vom Liede verherrlicht. Vgl. den Schluß von Ged. 29. Ged. 42 Str. 9, 9 f. und 92. — Des Liedes werth fällt nach unsterblich matt ab. — V. 7. Freudig, froh über eine so hehre Erscheinung. — V. 8. Doch du kennst es ja selbst, da alles Große dir bekannt ist. Der Vers ermattet trotz des gewählten, fast gezierten Ausdruckes am Schlusse.

---

227. Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste.

Vgl. Band I, 253 f. Das Lied ward am 22. Februar 1802 nach der bekannten, zur Volksmelodie gewordenen, von Johann André gesetzten Weise des Rheinweinliedes von Claudius gesungen. Am 18. März wurde es an Becker zum Drucke in dessen Taschenbuch gesandt. In den zweiten Theil der Gedichte nahm es Schiller zwischen Ged. 76 und 90 mit einigen Veränderungen auf. Von der Prachtausgabe war es ausgeschlossen. Es ist ein herzlicher Abschied vom jungen Fürsten, der jetzt, wo der Krieg durch den vor einem Jahre geschlossenen, freilich für das deutsche Reich ungünstigen Frieden beendet war, die Weltstadt besuchte, aus welcher die Greuel des Umsturzes und damit alle folgenden schrecklichen Verwirrungen hervorgegangen waren. Der Wunsch, daß er mit reinem deutschen Sinne zurückkehren möge, ist der Grundton des Gedichtes, das aber keinen rechten Abschluß hat, sondern bei dem Opfer abbricht, welches der Fürst dem Rheine mit seinem eigenen Weine bringen soll, auf daß der vaterländische

Sinn ihn nach Frankreich begleite. Der Gedanke des dem Rheingotte zu bringenden Opfers hätte inniger in das Ganze verwebt sein sollen, und eine abschließende Strophe durfte nicht fehlen.

Str. 1 f. Bringt nun zum Abschied das letzte Glas dem nach Paris gehenden Prinzen. Das Lied wurde wohl zum Schlusse jenes Festabends gesungen. — Str. 1, 2. Wandrer, Reisenden. Vgl. Ged. 57 Str. 15, 6. — V. 3. Nimmt, wie reißt Str. 2, 1, von der nahen Zukunft. — Str. 2, 2. Aus lieben Armen, der Eltern, der Geschwister, der Großmutter. — V. 3. Bürgerstadt, wo alle Bürger sind, im Gegensatz zu einer Königs- oder Kaiserstadt. — V. 4. Vgl. Ged. 228 Str. 4.

Str. 3. Jetzt, wo der Krieg aufgehört, kann man in jenen Krater des Verderbens niedersteigen. Die Strophe setzte Schiller später hinzu. — V. 1 f. Das Eintreten des Friedens wird lebhaft als gegenwärtig eintretend gedacht. — Die Zwietracht, die Eris. Vgl. Band II, 229. — Donnerstürme, vom tobenden Kriege, wie Ged. 16 Str. 5, 1. Vgl. Donnergang Ged. 19 Str. 5, 3, Donnerlanzen Ged. 8 a. Str. 4, 1. Klopstock nennt selbst den Eroberer Donnerer. — V. 4. Gefesselt, wie ein böser Dämon.

Str. 4. Mögest du rein von dort zurückkehren! So manche deutsche Fürsten waren dort schon seit Jahrhunderten in alle Liederlichkeiten eingeweiht worden. Damals aber beugten sich so viele zu Paris vor der Macht der Gewalthaber und entwürdigten sich auf traurigste Weise. Auf beides soll sich wohl der Wunsch beziehen. Der allgemeine Glückwunsch V. 1 f. ist nicht besonders glücklich mit dem besondern verbunden.*)

*) V. 1 stand leite statt führe, V. 2 ein freundliches Geschick, V. 3 ein rein Gefühl.

Str. 5. Die Länder, welche der Krieg verwüstet hat, wirst du wieder im Segen des Friedens erblühn sehn. — V. 2. Das Gespann des Krieges, wohl nicht vom Wagen, auf welchem der Kriegsgott fährt, sondern von den Geschützen und Munitionswagen. Der Ausdruck bleibt seltsam.

Str. 6—8. Auch den Rhein wirst du sehn. Dort gedenke deines Ahnen, des großen Bernhard, und opfere dem Stromgotte, auf daß der vaterländische Geist dich hinübergeleite. Daß Bernhard im französischen Solde stand, läßt der Dichter hier unberücksichtigt, da er die Sache des Protestantismus vertrat und ihn nur die Noth zu jener Verbindung zwang, er auch seinen vaterländischen Sinn später auf das schönste bewährte. — Str. 6, 1. Alten, der immer unverändert hier seit der Urzeit fließt. Vgl. Ged. 228 Str. 2, 4. — Vater, wie die Flüsse schon von den Römern als Götter mit diesem Namen bezeichnet wurden. — V. 2—4 beziehen sich auf den glorreichen Feldzug Bernhards vom Jahre 1638. — Sein Strom statt er fällt etwas unangenehm auf. Aehnlich Ged. 57 Str. 26, 5 f. — Str. 7, 1. Großen, wofür hohen oder edlen als Beiwort der Manen (Manes, der Geist guter Todten, die deshalb auch göttliche Ehre genossen) passender sein dürfte. — V. 3. Vgl. Ged. 213, 1 f. — Grenzenhüter, gegen Frankreich, was man gern bezeichnet sähe.*) — Str. 5. Das schwanke Brett soll die Rheinbrücke von Kehl nach dem Elsaß bezeichnen. Der Schluß deutet den Gegensatz der beiden Völker an und zugleich den reinen Sinn, welchen der Prinz

---

*) Ursprünglich stand V. 1 opfre du statt huldige, V. 2 „Und auch dem Gott des Rheins", V. 4 „ein Glas des besten Weins". Das jetzige huldige ist zu Manen kaum passend.

zurückbringen solle. Zur deutschen Treue vgl. Ged. 82. De unreine Reim fällt um so mehr auf, als der Ausdruck selbst gezwungen ist, wenn man nicht etwa daran denken will, daß die Deutschen selbst dort deutsche Treue vergessen.*)

---

228. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

Am 19. Juni 1801 sandte Schiller unser wohl in demselben Monat entstandenes Gedicht an Cotta zu dem Taschenbuch für Damen ab. Vgl. Band I, 249 f. Das ursprünglich bloß An*** überschriebene Gedicht wurde mit zwei Aenderungen am Anfange des zweiten Theiles der Gedichte aufgenommen. Nach der Handschrift der Prachtausgabe sollte unser Gedicht Am Antritt des neuen Jahrhunderts. An*** überschrieben sein. Zu Lüneville war der Friede Frankreichs mit dem deutschen Reiche geschlossen worden, aber England verwarf die Friedensbedingungen und setzte den Krieg mit äußerster Kraftanstrengung und entschiedenem Glücke fort. Der Dichter klagt, daß die Herrschsucht der beiden mächtigen Völker die Welt in blutigen Krieg verwickle und keine Aussicht auf Ruhe und Frieden gegeben sei. England hatte den Neutralitätsvertrag Rußlands, Schwedens und Dänemarks als Kriegserklärung angesehen, den Durchgang durch den Sund erzwungen und am 2. April bei Kopenhagen die dänische Flotte geschlagen. Die Thronbesteigung Alexanders I.

---

*) Der Gedankenstrich vor linke V. 3 war wohl ein Versehen des ersten Druckes.

brachte einen Umschwung hervor. Schon im Juni ward ein Schiffahrtsvertrag mit Rußland geschlossen. Schiller theilt noch die allgemeine Sorge, daß England und Frankreich die Welt nicht zu Ruhe kommen lassen werden. Das Versmaß ist dasselbe, wie Ged. 90.

Str. 1. Wann wird Friede und Freiheit zurückkehren, da das neue Jahrhundert wieder mit blutigem Kriege begonnen hat? — V. 1. Edler Freund. Das Gedicht ist eben so wenig wie Ged. 127 (vgl. Ged. 99. 182. 218) an eine bestimmte Person gerichtet; man hat an Wilhelm von Humboldt gedacht, dessen Namen zu verschweigen kein Grund vorlag, oder an den Koadjutor von Dalberg (vgl. Ged. 225. 226), auf den nichts deutet. — V. 2. Die Freiheit ist nur im Schutze des Friedens möglich. Vgl. Die Strophe Band I, 250 — V. 3. Im Sturm, in wildem Kriege. — V. 4. Auch Mord deutet auf den Krieg, nicht etwa auf die Ermordung des Kaisers Paul.*)

Str. 2. Die Ordnung der Staaten ist verändert und der Krieg in die fernsten Gegenden getragen. — V. 1. Der Verband des Staates ist gelöst. Das Band der Länder, die Verbindung der zu einem Staate vereinigten Bezirke. — Gehoben, ein wunderlicher Ausdruck für gelöst.*) Frankreich hatte das linke Rheinufer, Belgien u. a. erhalten, der cisalpinischen Republik und Oesterreich waren Landstriche

---

*) Dem Mord in der Handschrift der Prachtausgabe ist bloßes Versehen.

**) Ursprünglich lautete der Vers: „Und die Gränzen aller Länder wanken." Das Wanken war freilich von den Grenzen auffallend und um so weniger zu billigen, als im folgenden das auf derselben Anschauung beruhende, die Folge des Wankens bezeichnende Einstürzen steht.

zugewiesen worden und die deutschen Reichsfürsten auf dem linken Rheinufer sollten innerhalb des Reichsgebiets entschädigt werden. — Die alten Formen, die Staatseinrichtungen. — V. 3. Jenseit des Weltmeeres wüthete der Kampf, da England sich gegen die holländischen und spanischen Besitzungen in Amerika und Afrika wandte. Daß der Nilgott den Kampf nicht abhalte, deutet bezeichnend auf den Kampf in Aegypten, dagegen fällt die Erwähnung des Rheins hier matt ab, da dieser bereits so oft der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen. Der Dichter wollte eben einen bedeutenden Strom nennen. — Der alte, wie Ged. 227 Str. 6, 1.*)

Str. 3—6. England und Frankreich kämpfen um den Besitz der Welt, die sie unterjochen wollen. — Str. 3, 1. Die Form zwo hat Schiller hier beibehalten. Vgl. Band II, 319*. — V. 4. Neben dem auf die Herrschaft des Meeres deutenden Dreizack, der dem Meergotte angehört, wird der Blitz genannt, der nur auf die Geschütze, freilich etwas sonderbar, deutet. — Str. 4. Wägen, zuwägen. Schon hier schwebt Brennus vor, und ist an die Franzosen allein zu denken, was freilich etwas hart. Der Gallierkönig Brennus forderte als Lösegeld des eroberten Roms tausend Pfund Gold. Als dieses abgewogen werden sollte, brachten die Gallier zu schwere Gewichte, und da der römische Tribun Sulpicius diese zurückweisen wollte, warf Brennus noch sein Schwert in die Gewichtschale und rief: „Wehe den Besiegten!“ Vgl. S. 169. Die Summen, welche die von den Franzosen heimgesuchten Länder an diese zahlen mußten, waren ungeheuer.

*) V. 3 schloß ursprünglich der Kriegswuth Schranken.

— Str. 5 f. England will das ganze Meer seinen Handelsflotten allein eröffnen, die unumschränkteste Seeherrschaft nimmt es in Anspruch. Schon seit Cromwell hatte England Ansichten über das Seerecht durchzusetzen gesucht, welche die übrigen Seemächte nicht billigten. So hatte es für die kriegführenden Mächte, und zunächst für sich, das Recht in Anspruch genommen, ganze Küsten in Blokadezustand zu versetzen und die Schiffe der Neutralen zu visitiren. — Amphitrite, die Gattin des Meergottes. Homer nennt das Meer die große Flut oder die Wogen Amphitrites. — Str. 6. Bis zum äußersten Süden, bis zu den fernsten Punkten dringt der Britte. — Nie erblickt, von keinem Entdecker noch gesehen. — Der Ausdruck zu des Südpols Sternen ist anstößig. Wenn auch, je weiter man nach Süden dringt, neue Sternbilder sich zeigen (Lacaille hatte 1760 bei seinem Aufenthalt am Vorgebirg der guten Hoffnung 14 neue entdeckt), so können die Sterne doch nicht geradezu für den Ort stehn, wo man die Sternbilder gewahrt. — V. 2. Rastlos ungehemmt. Rastlos (dadurch, daß er nicht ruht) bestimmt das ungehemmt näher, wie rastlos erneut (Ged. 96, 19). So finden wir langsam (in langsamer Weise) abgemessen (Ged. 56 Str. 13, 2), freudlos einsam (Ged. 57 Str. 12, 2), fröhlich dunkel (Ged. 58 Str. 9, 2), düster gebunden (Ged. 54 Str. 14, 6), göttlich erhaben (Ged. 64 Str. 3, 9). — V. 4. Das unerwartet eintretende spottende nur das Paradies nicht bereitet den Uebergang zu dem der Anfangsstrophe entsprechenden Schlusse.

Str. 7 f. Die wahre Freiheit der beglückten Menschheit suchst du vergebens auf der weiten Erde,

die für ein paar glückliche Menschen kaum Platz hat. — Str. 7, 1. Allen Ländercharten ist etwas gar nüchtern. — V. 3. Ewig grüner Garten, mit Beziehung auf das Str. 6, 4 genannte Paradies. — V. 4. Schöne Jugend, zur Bezeichnung ewiger Jugendfrische, wie sie im goldenen Alter herrschte. Vgl. Ged. 73 Str. 5, 5. — Str. 8 mit ihrer leidenschaftlichen Uebertreibung ist sehr entbehrlich. — V. 2 ist ein matter Zusatz. — V. 3 f. scheint das Bild vom Rücken nicht glücklich, wenn auch der Rücken des Meeres nach Homer ein sehr gebräuchlicher Ausdruck geworden.

Str. 9. Ja Freiheit kannst du nur in der eigenen Brust finden, wie das Schöne nur in der Dichtung lebt. In diese Klage klingt das Lied, welches mit der Sehnsucht nach freien Zuständen gesegneten Friedens begonnen hat, etwas gar zu elegisch aus. — V. 1. Heilig stille im Gegensatz zum wilden Treiben der freveln Welt. Ihre Stille ist eine heilige, da die edelsten Gefühle hier sich frei regen. Räume scheint gar zu unbezeichnend. Vgl. Ged. 90 Str. 6, 1. — V. 3. Statt hinzufügen „wenn du dich frei fühlen willst", hebt Schiller einen ganz selbständigen Satz an; aber der Ausdruck „das Reich der Träume" fällt als Bezeichnung des Herzens sehr auf. Auch der Vergleich mit dem Schönen, das nur in der Dichtung zur Wirklichkeit gelange (vgl. Ged. 93), wirkt störend.

229. Sängers Abschied.

Dieses Gedicht schloß unter der Ueberschrift Stanzen an den Leser die Sammlung der lyrischen Gedichte des Musenalmanachs auf 1796, wozu Goethes venediger Epigramme einen Nachtrag bildeten. Es war Schillers erster Versuch, die Stanze zu einem lyrischen Gedichte zu benutzen. Vgl. Band II, 1. Band III, 229. 357. Schon am 25. September 1795 sandte er die Stanzen an Körner, mit der Bemerkung, sie sollten den Almanach beschließen, wie die Macht des Gesanges ihn eröffne, und den Leser auf eine freundliche Art verabschieden. Humboldt fand darin eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit; das Gleichniß in der drittten Strophe gebe einen überaus poetischen Schluß. „Die Stanzen", schrieb Körner, „machen eine überaus gefällige Wirkung. Der Ton ist vortrefflich gehalten, nur bin ich überzeugt, daß Du Deinen Werken unrecht thust." Als Schiller den ersten Theil der Gedichte herausgab, schloß er denselben mit unserm Gedichte, dem er die Ueberschrift Abschied vom Leser gab. In der Handschrift der Prachtausgabe durchstrich er diese Ueberschrift und schrieb darüber Sängers Abschied. Waren unsere Stanzen schon für den Musenalmanach überbescheiden, so paßten sie noch viel weniger für die Gedichte, mit denen Schiller sich wahren Dichterruhm zu erwerben hoffen durfte, für eine Sammluug am Strahle der Kunst gereifter Blüthen, die zum Theil schon in ihrer vereinzelten Erscheinung begeistert aufgenommen worden waren, wenn er auch freilich über die Kälte des Publikums gegen lyrische

Gedichte und die gleichgültige Aufnahme seines Almanachs klagte. Vgl. Band I, 214.

Der Dichter übernimmt hier das Wort für die Muse, welche die vorangehenden Lieder sämmtlich gesungen hat. Die Muse wünscht sich bei aller Bescheidenheit den Beifall derjenigen, die das Wahre und Schöne zu würdigen wissen (Str. 1). Aber auf Nachruhm verzichtet sie; ihre Lieder begnügen sich mit einem kurzen Leben; wenn sie nur ein Herz erfreut, erheitert und gehoben haben, wollen sie gern hinwelken (Str. 2). Die letzte Stanze führt dies in dem Bilde von den im Herbste hinwelkenden Blumen des Frühlings aus, in ganz ähnlicher Weise wie Ged. 104 Str. 3.

Str. 1, 1 f. In jungfräulichen Wangen wird V. 2 weiter ausgeführt. Zum Akkusativ Erröthen vgl. Band II, 235. „Das Genie ist schamhaft, weil die Natur dies immer ist", heißt es in den ästhetischen Briefen; „es ist bescheiden, weil das Genie immer sich ein Geheimniß bleibt." — V. 3. Vor dich. Einen empfänglichen Leser setzt der Dichter hier voraus. — V. 4. Sie fürchtet es nicht, weil sie sich bewußt ist, Wahres und Schönes zu bieten. — V. 5. Des Guten. Für einen solchen nimmt sie ohne weiteres den Leser. — V. 6. Der Wahrheit, dem innern Gehalt, steht hier der Flimmer, der aufgetragene Glanz, entgegen, durch den die Aftermuse zu gefallen strebt. — V. 7 f. Statt „dessen, der das Schöne zu fühlen vermag," beginnt er einen neuen Satz mit einer andern Wendung, indem er hervorhebt, daß nur der für die Schönheit Empfängliche das Recht habe, über Gedichte zu urtheilen.

Str. 2, 3. Schönern, die sich durch Schönheit vor andern auszeichnen. Vielleicht wäre hier schönen oder ein ähnliches

Beiwort, wie holden, besser an der Stelle. — Umgeben (umgeben hat) ist zweideutig; erst geweiht V. 4 beweist, daß es nicht Infinitiv ist. — V. 6. Wie sie in der Zeit erschollen sind, so verhallen sie auch in ihr. — V. 7 f. Wie der Augenblick sie geboren, so eilen sie auch rasch dahin. — Tanz. Vgl. Band II, 44*.

Str. 3. V. 1—6. Im Lenz erfreuen Blumen und Vögel Auge und Ohr. Das, was mit dem Erscheinen des Lenzes erfolgt, tritt in selbständigen beschreibenden Sätzen hervor.*) — V. 4—6 lenken eigentlich zu sehr von den frisch aufgehenden duftigen Blumen ab; am wenigsten dürften die in der Luft fliegenden Vögel an der Stelle sein. — V. 5. In den Lüften sich ergehn ist ein überkühner Ausdruck vom Lustwandeln in der freien Natur, wo man frische Luft athmet. — V. 6 ist etwas schwach. Warum nicht etwa: „In selger Wonne schwelgen Aug' und Ohr"? Statt des Ohres, das auf die Vögel sich bezieht, erwartete man eher den Geruchsinn bezeichnet, in einer glücklichern dichterischen Wendung, als wenn Horaz die wohlriechenden Blumen omnis copia narium nennt. — V. 7. Daß die Blume in Samen schießt, soll nicht etwa, wie man gar wunderlich gemeint hat, sinnbildlich darauf deuten, daß die Lieder in den Herzen, welche sie zu höhern Gefühlen weihen, wieder neue Blüthen des Schönen treiben, und so die Wirksamkeit jener weiter fortpflanzen, also auch Früchte treiben sollen; es bezeichnet bloß die Entwicklung der Blumen zu einer weder

*) Nach erwacht ist, wie V. 7 nach entflieht, Ausrufungszeichen zu setzen oder, wenn man von dem V. 6 überlieferten Ausrufungszeichen absehn will, nach beiden Worten Doppelpunkt.

durch Duft noch durch Schönheit erfreulichen Gestalt. — V. 8. Statt bleibt erwartete man blieb, wie Str. 2, 6 ff. umgekehrt die Zeit der Gegenwart nach denen der Vergangenheit folgt. — Kamen, die im Frühling hervorgekommen waren. Vgl. Ged 18 Str. 1, 42 Str. 3, 3. 53 Str. 12.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Seite

*